Informations-Dienst

ZUR VERBREITUNG UNTERBLIEBENER NACHRICHTEN



erscheint wöchentlich Nr. 353 10. Oktober 1980 2,50 DM incl. 6,5 % D 1870 C

RUB Bochum
Inst. z. Gesch.
d. Arbeiterbew.
1602
S2D

VOM MYTHOS DER INDIANER

Vom Mythos der Indianer

Anlaß für die Schwerpunktnummer "INDIANER" in diesem ID ist das diesjährige Russell - Tribunal (25. - 30. November in Rotterdam). Unter dem Stichwort "Die Zeit der gebrochenen Verträge ist noch nicht vorbei" will es auf die heutige Lage der Indianer in den beiden Amerika (U.S.A. und Lateinamerika) hinweisen: auf die weiter andauernde Vertreibung von ihrem angestammten Land (z.B. Black Hills in den USA, Amazonas - Gebiet in Brasilien), auf die physische Liquidierung von Indianerstämmen, die Zwangssterilisierung indianischer Frauen und auf die Zerstörung der noch bestehenden Indianerkulturen. Als Hintergrund für diese Probleme hat die Gesellschaft für bedrohte Völker eine Dokumentation herausgebracht, die ausgesprochen informativ ist *(Progrom Nr. 74 / 75: Indianer '80, Preis 6, 80 DM, Adresse: Pogrom, Postfach 159, 3 400 Göttingen).*

Wir wollen im Folgenden eher darauf eingehen, was für ein Verhältnis zu "den Indianern" wir selbst haben: Indianer sind "in", "die Indianer" werden mystifiziert - dabei wird jeder, der sich auch nur ein bißchen näher mit der heutigen Realität von Indianern beschäftigt, feststellen, daß es "die" Indianer überhaupt nicht gibt. Zunächst einmal: wir beschränken uns im Folgenden auf Indianerstämme in Mittel- und Südamerika. Im übrigen ist das Gerede von "den Indianern" so ähnlich, als wenn ein Indio bei seiner Rückkehr aus Europa von "den Euro-



päern" erzählen würde und damit Iren und Griechen, Schweizer und Russen meint.

Der Mythos "Indianer" existiert bei uns in verschiedenen Formen: in der traditonellen von Karl May und Wild-West-Filmen, oder der "alternativen" in den Vorstellungen von den "reinen", autochtonen Indianerkulturen, die ein harmonisches Verhältnis zur Natur - zur Mutter Erde haben - ein Verhältnis, daß wir uns auch gerne wünschen.

Intakte Indiokulturen mag es hin und wieder noch geben - wir haben sie bei unseren Reisen nach Mittel- und Südamerika nicht mehr gefunden. Wir haben zwar eine uns faszinierende Naturwelt gefunden, und wir waren von dem Erlebnis der Tropen überwältigt. Aber die Indianer, die wir dort getroffen haben, waren keine Heiligen, auch keine sakrosanten Vorbilder in Sachen Umgang mit der Natur, sondern Menschen, die von ihrem Land vertrieben wurden, die sich unter miserabelsten Bedingungen als Landarbeiter verdingten, die aus Hunger aus ihren alten Gebieten auf dem Land in die Slums der Großstädte gegangen sind und in Zukunft nicht mehr als Indianer angesehen werden - sondern als Slumbewohner. Und wir haben Indianer getroffen, die - aus naheliegenden Gründen - ganz und gar nicht schonend mit ihrer Umwelt umgingen, die den Urwalt Mexikos verbrannten, um dafür von der Regierung Besitzansprüche zugewisen zu bekommen. Wir haben aber auch einige wenige getroffen, oft die größten Schlitzohren des Dorfes, die es im Handel mit indianischem Kunsthandwerk geschafft haben, und jetzt prestigebewußt im Chevrolet über ungepflasterte und staubige Feldwege holpern. Bei solchen - unterschiedlichen - Erfahrungen ist nicht mehr viel übriggeblieben vom "Mythos Indianer". Diese Erfahrungen wollen wir weitergeben.



Vom Mythos der Indianer

Anlaß für die Schwerpunktnummer "INDIANER" in diesem ID ist das diesjährige Russell - Tribunal (25. - 30. November in Rotterdam). Unter dem Stichwort "Die Zeit der gebrochenen Verträge ist noch nicht vorbei" will es auf die heutige Lage der Indianer in den beiden Amerika (U.S.A. und Lateinamerika) hinweisen: auf die weiter andauernde Vertreibung von ihrem angestammten Land (z.B. Black Hills in den USA, Amazonas - Gebiet in Brasilien), auf die physische Liquidierung von Indianerstämmen, die Zwangssterilisierung indianischer Frauen und auf die Zerstörung der noch bestehenden Indianerkulturen. Als Hintergrund für diese Probleme hat die Gesellschaft für bedrohte Völker eine Dokumentation herausgebracht, die ausgesprochen informativ ist *(Progrom Nr. 74 / 75: Indianer '80, Preis 6, 80 DM, Adresse: Pogrom, Postfach 159, 3 400 Göttingen).*

Wir wollen im Folgenden eher darauf eingehen, was für ein Verhältnis zu "den Indianern" wir selbst haben: Indianer sind "in", "die Indianer" werden mystifiziert - dabei wird jeder, der sich auch nur ein bißchen näher mit der heutigen Realität von Indianern beschäftigt, feststellen, daß es "die" Indianer überhaupt nicht gibt. Zunächst einmal: wir beschränken uns im Folgenden auf Indianerstämme in Mittel- und Südamerika. Im übrigen ist das Gerede von "den Indianern" so ähnlich, als wenn ein Indio bei seiner Rückkehr aus Europa von "den Euro-



päern" erzählen würde und damit Iren und Griechen, Schweizer und Russen meint.

Der Mythos "Indianer" existiert bei uns in verschiedenen Formen: in der traditonellen von Karl May und Wild-West-Filmen, oder der "alternativen" in den Vorstellungen von den "reinen", autochtonen Indianerkulturen, die ein harmonisches Verhältnis zur Natur - zur Mutter Erde haben - ein Verhältnis, daß wir uns auch gerne wünschen.

Intakte Indiokulturen mag es hin und wieder noch geben - wir haben sie bei unseren Reisen nach Mittel- und Südamerika nicht mehr gefunden. Wir haben zwar eine uns faszinierende Naturwelt gefunden, und wir waren von dem Erlebnis der Tropen überwältigt. Aber die Indianer, die wir dort getroffen haben, waren keine Heiligen, auch keine sakrosanten Vorbilder in Sachen Umgang mit der Natur, sondern Menschen, die von ihrem Land vertrieben wurden, die sich unter miserabelsten Bedingungen als Landarbeiter verdingten, die aus Hunger aus ihren alten Gebieten auf dem Land in die Slums der Großstädte gegangen sind und in Zukunft nicht mehr als Indianer angesehen werden - sondern als Slumbewohner. Und wir haben Indianer getroffen, die - aus naheliegenden Gründen - ganz und gar nicht schonend mit ihrer Umwelt umgingen, die den Urwalt Mexikos verbrannten, um dafür von der Regierung Besitzansprüche zugewisen zu bekommen. Wir haben aber auch einige wenige getroffen, oft die größten Schlitzohren des Dorfes, die es im Handel mit indianischem Kunsthandwerk geschafft haben, und jetzt prestigebewußt im Chevrolet über ungepflasterte und staubige Feldwege holpern. Bei solchen - unterschiedlichen - Erfahrungen ist nicht mehr viel übriggeblieben vom "Mythos Indianer". Diese Erfahrungen wollen wir weitergeben.



Wir haben unsere eigenen Anschauungen über "die Indianer" durch das in Frage gestellt, was wir gesehen, erlebt haben. Dabei war uns unsere Rolle als Alternativtouristen von vornherein suspekt: „Kann ich hier noch ein Foto machen ?" – „Sollen wir diesen Ausflug in ein bisher vom Tourismus verschontes Gebiet machen?" – „Sollen wir noch in jenes Dorf dadrüben gehen ?", aber des öfteren waren wir schon mittendrin, als wir uns das fragten. Das schlechte Gewissen des Gringo ist auch noch in den Berichten - in dem vorsichtigen Herantasten an uns Fremdes - zu spüren.

Von vornherein wollen wir unsere Reiseerfahrungen relativieren: wir waren oft nur Tage oder einige Wochen bei den Indios, über die wir berichten, kannten ihre Sprache nicht, sind Oberflächlichkeiten aufgesessen. Trotzdem war es für uns nachvollziehbar, wie die Indianer zu dem geworden sind, was sie heute sind. Wir habe einen Zugang zu ihnen als einzelne Menschen gewonnen - und sie haben ihren Heiligenschein verloren. Auch wenn das nicht mehr zu unserer Mystifizierung passt, auch wenn es uns nicht gefällt, wenn Indianer von der Konsumgesellschaft fasziniert sind, wenn für sie die Uhr ein Statussymbol ist. Wir haben etwas gesucht, das für die Indianer zur Vergangenheit wird: ein anderes Verhältnis zur Zeit, zur Umwelt, zur Gemeinschaft der nächsten Mitmenschen, und haben stattdessen etwas gefunden, wovon wir gerade loswollten: den Kulturimperialismus, die Attraktion der Städte.

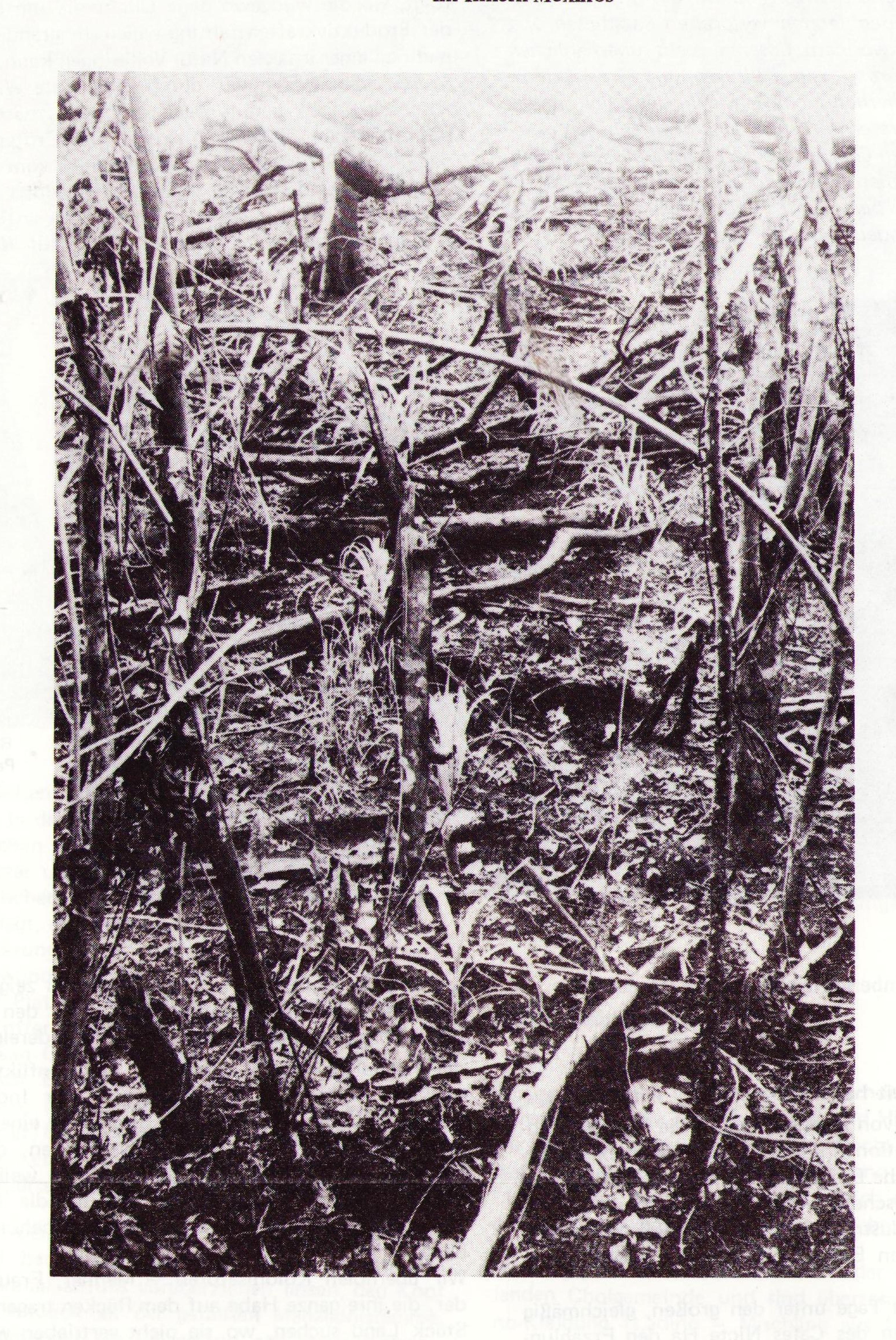
Nach wie vor stellt sich die Frage, ob die "communidad" der Indianer als soziale, ökonomische, kulturelle Einheit noch eine Zukunft hat, oder ob schon die Durchdringung der indianischen Gesellschaften nicht schon zu weit fortgeschritten ist, ob also eine Konservierung der indianischen Kulturen und Lebensweisen überhaupt noch denkbar ist. Es könnte auch sein, daß nicht "die Stämme überleben", sondern die - traurige - Zukunft der Indianer in den Randgebieten der lateinamerikanischen Millionenstädte liegt. Von der Attraktion der Städte zu reden, hätte dann noch einen ganz anderen Sinn: daß die Indianer in die Städte fliehen (müssen) und marginalisiertes Subproletariat werden.

Die marxistische Theorie bietet da wenig Hoffnung auf Änderung: selbst eine Kapitalisierung Lateinamerikas (die berühmte Entwicklung der Produktivkräfte !!) würde an der Unterentwicklung Lateinamerikas nichts ändern; nur die Riesenagglomerate der Städte wie Mexico - City oder Sao Paolo - jene schlechten Kopien der US-Städte - würden dann anwachsen. Wo dabei die Indianer bleiben ? Vielleicht wärs angebracht, auch darüber mal zu reden - und nicht nur von der Mutter Erde und indianischen Folkloregewändern zu schwärmen; deren Farben stammen neuerdings sowieso von Höchst und BASF.

ID - Auslandsgruppe

TROSTLOSE TROPEN

Tagebuchbericht von einer Suche nach der heilen Welt im Innern Mexikos



Brandgerodete Selva, auf deren Boden bereits der junge Mais wächst

Vorgeschichte

Als wir uns in diesem Jahr aus therapeutischen Gründen – damit ist das in der Szene weitverbreitete, zum psychischen Überleben notwendige zeitweilige Verlassen des Modells Deutschland gemeint – sowie aus pseudoberuflichen Gründen – Erhalt eines Stipendiums für eine Doktorarbeit über die mexikanische Landwirtschaft – nach Mexiko begaben, taten wir dies trotz mehrmaliger früherer Besuche und entsprechender Erfahrungen mit einer gewissen Euphorie hinsichtlich seiner indianischen Ureinwohner, die nicht zuletzt auf den auch in unserer Frankfurter Szene gepflegten Mythos vom mit sich, seiner Umwelt und seinen Mitmenschen im Einklang lebenden Indianer zurückzuführen ist.

Nun, unsere zweifelsohne naive Euphorie ist einer bestimmten Art von Trauer gewichen, weil wir nicht das gefunden haben, was wir vorzufinden dachten, und wir wollen mit diesem Artikel einen Beitrag zur Entmystifizierung eines Indianerbildes leisten, das in den von uns heimgesuchten Regionen nichts mehr mit der Realität zu tun hat, sondern ausschließlich Produkt unserer Projektionen und Phantasien ist.

Der Indianer, der seine Mutter Erde liebt und nicht verkauft, der ein nicht ausbeuterisches, nicht herrschaftliches Verhältnis zu Umwelt und Stammesgenossen entwickelt hat und der sich als integrierter Bestandteil eines umfassenden ökologischen Systems begreift, ist tot und hat vielleicht nie gelebt – zumindest nicht in der "Selvs Lacandona", dem letzten

großen zusammenhängenden Urwaldgebiet Mexikos.
Bevor wir mit dem eigentlichen Bericht beginnen, möchten wir niemandem verhehlen, daß natürlich auch gerade Leute wie wir – Alternativtouristen, Polittouristen, Wissenschaftler und Pseudowissenschaftler überhaupt kein Recht auf Trauer und Enttäuschung besitzen, da wir auf unserer wahnwitzigen Suche nach den letzten verlorenen Paradiesen und ihren unberührten Einwohnern unseren nicht unerheblichen Beitrag an der Zerstörung von Kulturen und Produktionsweisen leisten, die sicherlich nicht dem Bild des edlen, naturverbundenen Indianers entsprechen, aber dennoch den unseren in weiten Bereichen überlegen sind und sei es einfach nur dadurch, daß die indianische Ökonomie auf "primitiven" Produktionstechniken beruht und noch keine industrielle Entwicklung stattgefunden hat.

etc., zugefügt wird und der wahrscheinlich deshalb so tiefe Emotionen in uns weckt, weil hier in dieser Urwaldlandschaft die Wunden so tief und offen blutend sind, die Kontraste viel schärfer zu Tage treten als in unseren europäischen Landschaften, wo die 35. Zerstörungswelle der 34. folgt, wo die wildgewordene Ökonomie um des Profits oder der Produktivkraftentfaltung willen ihr grandioses Werk nicht mehr an einer intakten Natur vollbringen kann.
Stundenlang fahren wir durch verbrannte Wälder, auf deren frischem Boden bereits der junge Mais zwischen verkohlten Baumstämmen für zwei maximal drei Ernten wächst, bevor der dünne Humusboden für immer vom Regen weggeschwemmt und von der Sonne ausgedörrt sein wird und eine rote Wüste zurückbleibt, wir fahren an bis zu 1 000 ha großen Ranchos vorbei, wo das Vieh auf Weiden grast, die



Indiohütte am Rio de la Pasion

Eine Reise durch den unberührten tropischen Regenwalt

Ende Mai, die Regenzeit hat noch nicht voll eingesetzt, brechen wir mit dem Jeep von Palenque aus in die "Selva Lacandona" auf, um Informationen über möglicherweise existierende autochtone indianische Produktionsweisen zu erhalten, die eine soziale und ökologische Alternative zu der menschen- und naturvernichtenden industriellen Landwirtschaft darstellen, deren Basis die auf den Export orientierte monokulturelle Plantagenwirtschaft ist.
Obwohl wir die letzten Tage unter den großen, gleichmäßig summenden Ventilatoren des Cafes Nicte Ha den Erzählungen unseres französischen Reisebegleiters Marc gelauscht haben, der seit mehr als 2 Jahren in den feuchten Tropen Mexikos über alternative Landnutzungsformen arbeitet, treffen uns die visuellen Eindrücke, die sich uns in immer kürzer werdenden Zeitabständen aufdrängen, je tiefer wir auf dem holprigen, aufgeweichten Weg in die Selva vordringen, doch einigermaßen überraschend und rufen ganz starke Assoziationen an die Romane B. Travens hervor.
In jeder Minute wird uns der ungeheure Zerstörungsprozeß vor Augen geführt, der der Selva von all ihren "Nutzern" seien es Indianer, Neusiedler, illegale Siedler, Viehzüchter, contratistas (Arbeitsvermittler), Schmuggler, Zwischenhändler, Gummisammler, Holzfäller, Ölarbeiter, Straßenbauer

schon erste Anzeichen von Bodenerosion zeigen, und deren Eigentümer in ständigem Konflikt mit den angrenzenden Ejidos liegen (Ejidos = kommunale Ländereien der Indios, die individuell genutzt werden) – ein Konflikt, der in regelmäßigen Abständen Tote auf Seiten der Indianer fordert, wenn diese oder andere illegale Siedler die einen Meter breite braune, gerodete Grenzlinie überschreiten, die immer zu Gunsten des Rancheros ausfällt,denn der weiß die Bürokraten und Vermessungstechniker der für die Landverteilung und -nutzung zuständiger Agrarreformbehörde zu bestechen.
Wir überholen Kolonisatoren – Männer, Frauen und Kinder, die ihre ganze Habe auf dem Rücken tragend, nach einem Stück Land suchen, wo sie nicht vertrieben werden, wo sie den Urwald niederbrennen und ihren Mais anbauen können.
Zwischendurch immer wieder Gruppen von Männern, Habenichtsen aus allen Teilen Mexikos, die auf dem schlammigen Weg den Rio Usumacinta zu erreichen versuchen, um mit dem Boot nach 3 Tagen den Rio Lacantun entlang bis zum Pico de Oro, zu den Ölfeldern von Pemex (dem staatlichen mexikanischen Ölkonzern) und zu Arbeit zu gelangen, wo Getränke und Nahrungsmittel so teuer sind wie im Top-Restaurant in Mexiko-City und wo nach getaner Arbeit, wenn der Wald gerodet, die Rohre verlegt, die Straße gebaut sein wird und damit den feuchten Tropen Mexikos der letzte Todesstoß versetzt werden wird, die Arbeiter wieder "freigesetzt" werden ins Nichts.



Freaktourist von Indianern fotografiert, diese wiederum von mir

An ersten Eindrücken zu erwähnen wäre noch ein mehrstündiger Aufenthalt in der Tzeltalindianersiedlung Santo Domingo an den herrlichen Wasserfällen des Rio Domingo gelegen, die als Schaufenster und Vorzeigeobjekt für die Indianerpolitik der mexikanischen Regierung dient, wo jede Woche der Gouverneur einfliegt, mit ausländischen oder sonstigen Gästen in den zwei regierungseigenen Steinhäusern an Fluß gastiert und auf dem wunderschönen, mit Bäumen bestandenen Zocalo (zentraler Platz einer mexikanischen Stadt) aus dem mitgebrachten Koffer Pesoscheine unters Volk wirft, bevor er wieder nach San Cristobal abhebt, nicht ohne vorher die obligatorische, von Beifall und Jubel unterbrochene Rede gehalten zu haben, in der das Wort Revolution öfter auftaucht als in jeder Predigt von Gott die Rede sein kann, aber es ist ja auch eine revolutionäre Regierung, wenngleich eine institutionalisierte.

Als wir dann in der späten Nacht bei Kerzenlicht in einer mit Palmwedeln bedeckten Holzhütte in der Hängematte den Tag noch einmal an uns vorüberziehen lassen, den Kopf noch voll vom Anblick all der gefällten Mahagonistämme, die sorgfältig numeriert am Wegesrand auf ihren Abtransport warten, für die jeweils 1 000 andere Bäume sterben müssen, bevor sie auf Schneisen durch den Urwald gezogen werden und die einen herrlichen Kontrast bilden zu den Pinienpfosten aus Kanada, ja aus Kanada, die mitten im besten Wald Mexikos, mit Millionen von Bäumen aus wesentlich harterem Holz, mit dem man in ganz Mexiko auf Pfählen neu errichten konnte, auf ihren Anschluß ans Stromnetz warten, an denen sich kanadische Firmen und mexikanische Compradores (Käufer) dumm und dämlich verdienen, um den Indianern die Segnungen der Zivilisation zu bringen — da ist uns eigentlich klar, daß man dies alles viel plastischer, genauer und immer noch gültig bei B. Traven nachlesen kann.

Wir ziehen Fazit: hier kämpft jeder gegen jeden und alle gegen den Urwald, und schlafen ein mit der Frage im Kopf, welchen Widerstand kultureller, sozialer oder ökologischer Art die zwei Indianerstämme, die wir besuchen werden, diesen gewalttätigen Entwicklungen entgegensetzten konnten und können.

Bei den Indianern

Corozal,die frühe Morgensonne durchdringt die Nebel und Dunstschleier, die sich über Wald und Hütten gesenkt haben. Wir hängen unsere vom Regen der Nacht durchnäßten Schlafsäcke zum Trocknen vor die Hütte und gehen hinunter zum Fluß, um im dreckig-braunen, dennoch erfrischenden Wasser des Rio Usumacinta unsere Moskitostiche zu kühlen.

Wir begegnen den ersten Indianern der 3 000 Familien zählenden Cholgemeinde und sind überrascht über deren Ladino-Kleidung (Ladino = Mischling aus Indianern und Spaniern). Nur einige wenige Frauen, die mit Wasserkrügen auf dem Kopf vom Fluß zu den leicht verstreuten, mit kleinen Maisfeldern und Bananenstauden umstandenen Hütten zurückkehren, tragen eine bunte, selbstgestickte oder gewobene indianische Tracht, wie sie im Hochland von Chiapas bei Tzeltal- und Tzotzilindianern üblich ist und die ihnen jene, den Alternativtouristenstrom anziehende Exotik verleiht, die San Cristobal de las Casas zum Cuzco Mexikos gemacht haben.

Auf einem großen schlammigen Platz zwischen Schule und Gefängnis sitzen schweigend, wie während der darauffolgenden Tage auch, zahlreiche Männer, die uns apathisch bis aggressiv mustern. Unser Reisebegleiter Marc begrüßt den ihm bekannten Juan, der uns in seine Hütte einlädt,

nachdem er den anderen Männern auf Chol etwas Scherzhaftes zugerufen hat, woraufhin diese latu lachen und anfangen sich zu unterhalten. Wortlos mit einer kurzen Geste der rechten Hand befiehlt Juan seiner Frau, die Hütte zu verlassen, was diese auch sofort ebenso wortlos mit dem Baby auf dem Arm tut und Juan beginnt zum Auftakt des Gesprächs mit einer Aufzählung der ihm gehörenden und wichtig erscheinenden Haustiere und Gebrauchsgegenstände.

Seine Frau gehört offensichtlich nicht dazu, wahrscheinlich weniger, weil sie kein Haustier bzw. ein Gebrauchsgegenstand ist, und die Unterhaltung konzentriert sich bald auf seinen größten Stolz, das Kofferradio, über Vor- und Nachteile, sowie Preise desselben bei uns.
Nach einer Stunde etwa sind wir bei Pistolen angelangt, die für die Jagd in der Selva zwar völlig ungeeignet sind, jedoch offensichtlich hier wie anderswo in Mexiko, den Mann erst zum richtigen "Macho" machen und versuchen, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, in dem wir Juan fragen, was er denn so macht, wovon er lebt usw., was uns allerdings erst gelingt, nachdem wir ihm mehr oder weniger versprochen haben, bei einem nochmaligen Zusammentreffen zwei Pistolen aus Deutschland mitzubringen, das Juan irgendwie als Teil der USA oder Nordmexikos begreift, da deren Qualität und Formschönheit unübertrefflich seien.

Die Cholindianer haben eine Kooperative gegründet, die der Gewinnung und Vermarktung des Gummi dient und für diese arbeitet Juan. Na also, hier kommt nun doch das ursolidarische Verhalten der Indianer zum Vorschein: alle arbeiten zusammen, schalten die Arbeitsvermittler und Zwischenhändler aus, um sich dann den mühsam erwirtschafteten Ertrag zu teilen!

Ja, das Leben der Chicleros(Gummisammler) ist hart, bald geht es wieder los, 6 bis 10 Wochen mit der Hängematte im Camp in der Selva, dazu noch Regenzeit, denn nur dann gibt der Chicozapote (Gummibaum) den begehrten Saft, den Latex, heraus, nicht mehr für den Eigenkonsum, wie es alter Maya-Tradition jahrhundertelang entsprach, sondern für Wrigley Import Co. und Leaf Gum, die — wie könnte es anders sein — nur 3 % des Endverkaufspreises bezahlen, aber immerhin, keine contratistas, keine Zwischenhändler, die Regierung hat den Choles drei Lastwagen geschenkt, es läßt sich leben.

Cholindianer auf seinem Maisfeld, das noch von verkohlten Baumstämmen bedeckt ist

Juan hat Probleme. 4 000 Pesos bekommt er monatlich, das Salär eines mexikanischen Dorfschullehrers, aber er kann seine milpa (Maisfeld) nicht mehr bestellen, ein Nachbar besorgt dies für 100 Pesos am Tag, womit ein Großteil seines Lohnes gleich wieder verschwunden ist.
Warum soll er die Dreckarbeit machen, während der "licenciado", der einzige "gelehrte" Mann unter den Choles, Leiter der Kooperative, PRI-Abgeordneter(mexikanische Freiheitspartei), verschwägert mit dem Jefe der Comunidad (dem Oberhaupt der Indiodorfgemeinschaft), für 10 000 Pesos monatlich in Palenque unterm Ventilator sitzt und die Bücher führt, nach mexikanischer Art führt, sodaß nie ein zu verteilender Gewinn übrigbleibt.



Wir haben die Chicozapotes gesehen, bis zu 40 m hoch, man muß hinaufklettern und den Stamm von oben bis unten kreuzweise anritzen, eine Dreckarbeit in der Tat und gefährlich obendrein, wir nicken verständnisvoll.
Doch wir haben uns mißverstanden. Juan ist kein Chiclero. Kein Cholindianer ist Chiclero, Juan ist Capataz (Aufseher) bei den Chicleros, und das macht einen gewaltigen Unterschied, das bedeutet Verantwortung und Autorität, oder andersherum, sein Problem ist die Arbeitsdisziplin der Männer.

Und jetzt kommt es knüppeldick. Die Kooperative heuert jährlich zur Regenzeit Mestizen, meist landlose Campesinos(Bauern, Landarbeiter) aus dem durch "Grüne Revolution" und Erdölexploration kaputtgemachten Tabasco oder Abenteurer aus Tenosique,an, gibt ihnen einen Vertrag und einen Vorschuß in Form überteuerter Nahrungsmittel aus der Comunidad-eigenen Tienda(Laden) und läßt diese deuda(Schuld) abarbeiten.

Juan gesteht, daß solche Dinge selten geschehen, aber er trägt die Verantwortung und 5 000 Pesos sollten schon dabei herausspringen, wenn man bedenkt, daß der Licenciado in Palenque unterm Ventilator für 10 000 Pesos im Monat sitzt und ....
Wir bedanken uns bei Juan, kaufen bei ihm noch einen Liter des besten Honigs der Welt und gehen irritiert durch den Regen zu unserer Hütte, vorbei an unseren nassen Schlafsäcken, die wir eigentlich zum Trocknen aufgehängt haben, wo wir uns erstmal einen mitgebrachten englischen Tee im braunen, 20 Minuten gekochten Wasser des Rio Usumacinta aufbrühen.

Träge und trostlos wie das Wasser des Rio Usumacinta schleichen die nächsten Tage dahin, die Männer sitzen auf dem großen schlammigen Platz bis der Regen anfängt oder die tropische Nacht plötzlich und ohne Vorwarnung über uns hereinbricht und ein zweistündiges Höllenkonzert aus Gejohle, Gezirpe, Zischen , Pfeifen, Flattern, Gurren und Mur-



Lacondonenfamilie in der Selva

Juan geht, wie andere Cholindianer auch, mit einer Gruppe von jeweils 14 — 17 Chicleros ins Camp und paßt auf, eine in der Tat schwierige Arbeit, denn bisweilen denkt einer der Mestizen auf den Gummibäumen nach , stellt sich die Sinnfrage und haut ab, versucht zurück nach Tabasco zu Frau und Kindern zu gelangen, ein klarer Fall — Vertragsbruch.

Der Mann muß gejagt werden, wenn das jeder täte, mit den von den Indianern vorgeschossenen Geldern einfach abhauen. Wird er erwischt, was meistens der Fall ist, denn die Indianer kennen die Selva und Tabasco ist weit, darf er die saftige Strafe für Vertragsbruch zusätzlich zur Deuda abar - beiten, wird er nicht erwischt, ist es auch nicht weiter schlimm, denn dann tun dies die anderen Chicleros für ihn — Kollektivhaftung.

meln einsetzt, bevor sich alles bis auf einige wenige desto unangenehmere Moskitos und die in ihrem Arbeitseifer nicht zu bremsenden Flöhe ebenso plötzlich wieder beruhigt und einer tiefen Ruhe Platz macht, die nur durch das monotone einschläfender Plätschern des Regens unterbrochen wird.

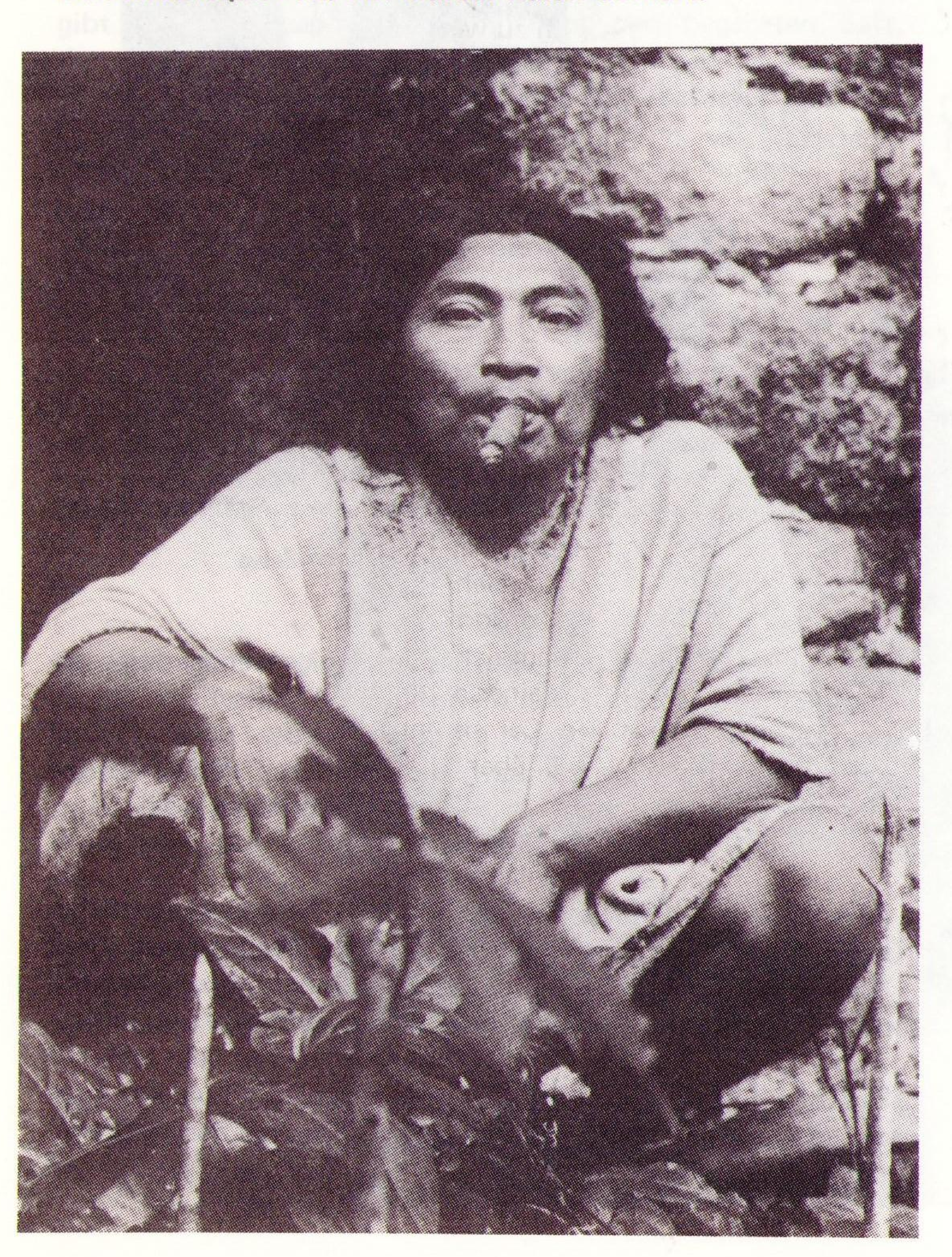
Gespräche und Rituale wiederholen sich, besonders das liebevolle eingangs erwähnte Verhältnis der Cholmänner ihren Frauen gegenüber bleibt in haftender Erinnerung, wir bekommen eine leise Ahnung von den Machtverhältnissen und der sozialen Hierarchisierung in der Comunidad, die uns aus anderen Zusammenhängen wohlbekannt erscheinen, und wir kommen einem Geheimnis auf die Spur, dem Geheimnis der verbrannten Erde.

Auf langen Spaziergängen im Regenwald sind wir immer wieder auf große Flächen abgebrannten Waldes gestoßen, die im Gegensatz zu den in unmittelbarer Nähe Corozals niedergebrannten kleinen Flächen nicht bebaut werden und deren Bedeutung wir uns nicht erklären konnten.

Die Erklärung ist verblüffend und einfach: die Indianer denken wie wir. Da die Regierung noch keine Besitztitel über Land in der Selva Lacandona verteilt hat und immer mehr neue Siedler aus dem dichtbesiedelten Indianerhochland um San Cristobal, der sogenannten tierra fria (kaltes Land), in die Selva abgedrängt werden, erscheint es den Choles sinnvoll, möglichst große Flächen Urwalds niederzubrennen, um später getreu der revolutionären Forderung "la tierra para quien la trabaja" (Die Erde demjenigen, der sie bebaut) einen Rechtsanspruch auf eben jenes Gebiet erheben zu können, wobei sich aus der Grösse der abgebrannten Flächen die Arbeit aller Voraussicht auf das Abbrennen beschränken wird.

Am Tage unserer Abfahrt kommen zwei Lastwagen der Regierung in Corozal an und liefern nagelneue, selbst im Regen noch glänzende Wellblechdächer, die offensichtlich die Palmwedel der Hütten ersetzen sollen.
Ja, das stimme wohl, daß sich die Hitze des Tages darunter mehr stauen wird, aber die Wellbleche sind neu, aus Metall, man müsse nicht alle vier Jahre das Dach neu decken und ausserdem sei alles umsonst, ein Geschenk der Regierung, erzählt uns ein alter Indianer und als wir an den letzten Hütten Corozals vorbeifahren und der Urwald uns verschluckt, bin ich zum ersten Male sicher, Indianer sind Menschen wie Du und Ich.

Lacanja, eine der drei Lakandonensiedlungen in der Selva, wir verfolgen unseren Hinweg etwa drei Stunden in umgekehrter Richtung, bevor wir nach links abbiegen und an den erst vor ein paar Jahren entdeckten Mayaruinen von Bonampak vorbei eine Stunde weiterfahren bis die Straße plötzlich an einem wunderschönen Fluß mit klarem Wasser aufhört.



Aus den zwei am Ufer stehenden Hütten kommen uns einige sehr exotische langhaarige Jungen entgegengelaufen, die wie alle Lakandonen bis zu den Knien reichende weiße nachthemdähnliche Gewänder tragen und bieten sich an, uns mit dem Kanu für das fürstliche Entgelt von 25 Pesos, mit dem man in Mexico-City eine mittelweite Taxifahrt unternehmen kann, ans andere Ufer des Flusses überzusetzen. Von dort aus laufen wir noch etwa einen Kilometer auf einem schmalen grasbewachsenen Pfad, durch Dschungel und junge Maisfelder hindurch, die noch mit verkohlten Baumstämmen bedeckt sind, bevor wir zur ersten Hütte gelangen, die wir erst gewahr werden als wir praktisch schon drinstehen.

Es regnet in Strömen und wir sind froh, daß die Lakandonenfrau, die mit ihren fünf Kindern auf Bastmatten in der tür- und fensterlosen, doch geräumigen und nach einer Seite halboffenen Hütte sitzt, uns nicht erschrocken oder ablehnend anblickt, sondern unseren spanischen Gruß erwidert und uns zum Bleiben auffordert. Wir haben dennoch ein ausgesprochen unangenehmes Gefühl im Bauch, ich stelle mir vor, ein Indianer tritt durch die offene Tür meiner Frankfurter WG, schaut sich neugierig um und beginnt, mir Fragen über die Frankfurter Szene zu stellen, um mich schließlich noch fotografieren zu wollen.
Aber wie so oft gehe ich auch diesmal galant über meine inneren Zweifel und Widersprüche hinweg und gewinne gekonnt das Interesse der Frau und Kinder mit Hilfe eines Geschenks; nicht mit Glasperlen sondern mit dem zeitgemäßeren Polaroidfotos.
Sie habe sechs Kinder, die riesige Armbanduhr sei ein Geschenk ihres Mannes, das bunte Synthetikkleid für festliche Anläße habe sie einem Händer aus Palenque abgekauft, ja es regnet viel in der Regenzeit, in der Trockenzeit sei es viel schöner und wir könnten ja später wiederkommen, wenn ihr Mann von der Jagd zurückgekommen sei, der überdies mehr wisse und besser Spanisch spreche, antwortet sie auf unsere böden Fragen und wir gehen wieder in den Regen hinaus.

Lacanja ist kein Dorf. Die 17 Familien wohnen jeweils ca. einen Kilometer voneinander entfernt inmitten ihrer kleinen Maisfelder und man muß auf schmalen glitschigen Pfaden durch den Dschungel laufen, um von einer Hütte zur anderen zu gelangen.
In der Nähe einer langen Lichtung, die sich beim Näherkommen als Landepiste entpuppt, treffen wir vor einem Steinhaus, in den 20 Jahre lang ein Missionar mit einer Kraft gewirkt hat, wie sie nur von Gott kommen kann, auf Huge und Ingrid, aus Argentinien und Österreich, die kurz ihre ethnologischen Feldstudien unterbrochen haben, um sich gegenseitig ihre Moskitostiche einzureiben.

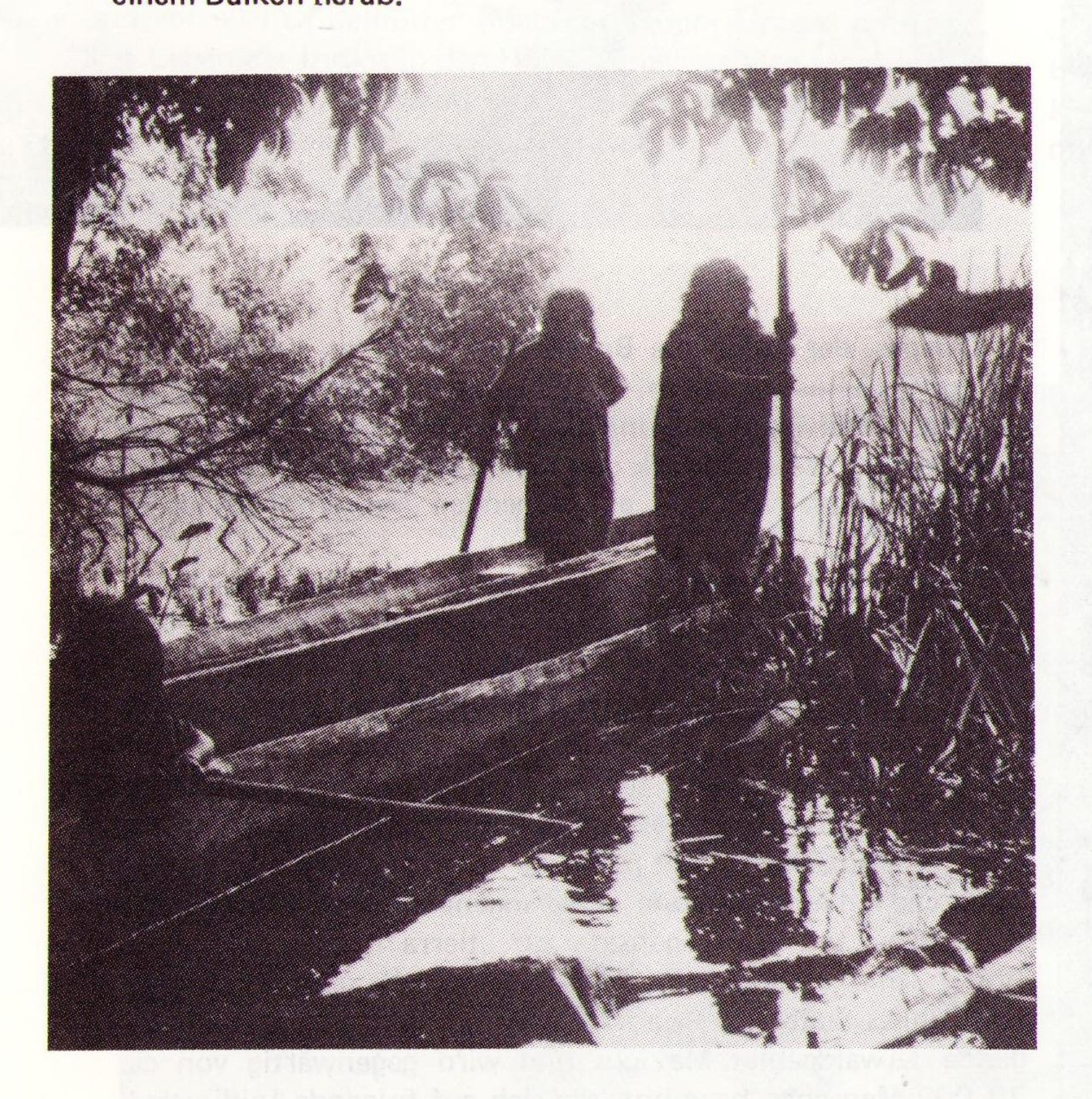
Wir werden zu einem 'Drink' eingeladen. Hugo geht zu diesem Zweck ins Haus, holt einige leere Flaschen, denn Flaschen sind kostbar in der Selva, und wir begleiten ihn zu einer nahegelegenen Hütte, deren Bewohner allerdings schlafen.
Das macht nichts, denn man kann in Lacanja an drei Stellen Coca-Cola kaufen und so laufen wir halt eine halbe Stunde durch den Walt, bis wir vor einer Hütte ein junges Mädchen treffen, die ihren Vater weckt, der uns dann tatsächlich Coke verkauft.

Bald ist es wohl damit vorbei, denken wir, die jetzt schon kaum passierbare Straße vor Augen, aber das Coca Cola kommt per Flugzeug, wenn 6 - 8 köpfige Touristengruppen, meist Franzosen oder Amerikaner, auf dem Rückweg von Bonampak in Lacanja zwischenlanden und für eine halbe Stunde ihre Kameras in die nächstgelegene Hütte halten dürfen.
In der Saison bis zu zweimal in der Woche bietet die in aller Welt als Freundin, Gönnerin und Forscherin von Natur und In-

dianern bekannte Gertrud Duby-Blom ihren hochkarätigen Gästen, die sie für 30 Dollar am Tag in ihrem Museum Na Bolom am Stadtrand von San Cristobal beherbergt, als Abwechslung zu den stickenden und webenden Vorzeigeindianern – ihre Pobres Indidos – im Museumspatio, auch echte Indianer im Wald an.
Außerdem ist unser Coca-Cola Verkäufer nicht der Vater des Mädchens sondern dessen Mann. Er ist 18 und sie ist 11. Es gibt sogar ein 9-jähriges verheiratetes Mädchen in Lacanja. Da sich der auf insgesamt schätzungsweise weniger als 200 Familien geschrumpfte Stamm der Lacandonen ethnisch nicht mischt und ein Männerüberschuß besteht, werden die Mädchen immer jünger verheiratet, und es soll sogar zu Vermählingen von Bruder und Schwester in dem einst wegen seiner polygamen Lebensweise bekannten Stamm gekommen sein.
Es gibt von daher auch relativ viele Erbkrankheiten unter den Lacandonen (z.B. Albinos), die überdies wie die Cholindianer auch in den letzten Jahren unter zahlreichen Malariafällen zu leiden haben.

Gegen Abend besuchen wir in Begleitung von Hugo und Ingrid erneut die erste Lacandonenfamilie, deren Oberhaupt, erfolgreich von der Jagd zurückgekehrt ist, wie wir sehen können.

Ein paar Fische und ein Tepesquintle, ein unglaublich wohlschmeckendes und genauso häßliches Tier, was mir vorkommt wie eine Kreuzung zwischen Ratte und Schwein, hängen von einem Balken herab.



Es gibt viel Wild, die Flüsse sind voll von Fischen, der Wald ist voll von Vögeln, Affen und Tapesquintles, erzählt uns der barfüßige mit dem weißen Lacandonengewand bekleidete langhaarige, sehr schöne und exotische Indianer, eine Aussagen, die er übrigens am nächsten Tag, als wir uns von ihm verabschieden und er offensichtlich keine Lust zum Jagen hat, total widderruft, nein, es gibt nichts mehr, keine Fische, keine Affen kein Wild, früher ja, aber heute müsse man acht Stunden durch den Wald laufen, bevor man etwas findet.

Alonsos Familie hat, wie die anderen Lakandonenfamilien auch, die landwirtschaftlichen Tätigkeiten stark reduziert; sie beschränken sch auf den Anbau von Mais in unmittelbarer Nähe der Hütte. Die alten autochthonen, den ökologischen Bedingungen der Selva angepaßten indianischen Produktionsweisen, deren bestimmende Merkmale Fruchtwechsel, Mischkulturen und lange, der Regeneration der Böden dienende Brachezeiten waren und die noch heute den Ruhm der "letzten authentischen Mayanachfahren" besonders bei amerikanischen Völkerkundlern begründen, sind in Vergessenheit geraten oder werden zumindest nicht mehr angewandt.
Warum auch? Es läßt sich leben, die staatliche Holzgesellschaft COFOLASA zahlt Konzessionsgelder für die Vernichtung des Waldes, die Regierung hat den Lakandonen auf der anderen Seite des Flusses ein winziges, seit über einem Jahr stillstehendes Sägewerk hingestellt, dazu noch drei Lastwagen, von denen zwei irgendwo in der 'Selva' vergammeln, da die Lakandonen zwar wahnsinnig gerne durch den Urwald rasen, aber halt noch nicht Autofahren können und wenn einem das alles noch nicht genug ist, kann man sich mit Pfeil und Bogen vor die Ruinen von Palenque stellen und von den Touristen fotografieren lassen, ein besonders im Sommer und zur Weihnachtszeit sehr einträgliches Geschäft, was seinen Bruder immerhin zum Träger der größten Armbanduhr von Lacanja gemacht hat.

Als uns Alonso am nächsten Morgen zum Fluß begleitet, hat er schlechte Laune. In der Nacht ist eines seiner Hühner verschwunden. Er nimmt an, daß sein Nachbar es gestohlen hat, der zu einem Clan gehört, mit dem der seinige im Clinch liegt – es gibt deren drei in Lacanja.
Am Fluß angelangt, verfinstert sich Alonso Miene noch. Die Ursache steht leicht erkennbar am anderen Ufer. Ein zweiter Jeep, der neben dem unsrigen parkt, er gehört dem Kaziquen von Lacanja, der als einziger Lacandone ein Privatauto besitzt, natürlich ein Geschenk der mexikanischen Regierung für besondere Verdienste.

Muß denn ausgerechnet er, der als Einziger von Lacanja zwei Frauen besitzt und überdies noch zum Clan der Hühnerdiebe gehört, ein Auto ganz alleine für sich haben?
Nein, das ginge wohl doch zu weit, meinen wir, steigen ins Kanu ein, nachdem die Verhandlungen über den Fahrpreis erfolgreich abgeschlossen sind und blicken von der Mitte des Flusses noch einmal zurück, ohne das Gefühl zu haben, der Abschied wäre uns besonders schwergefallen.

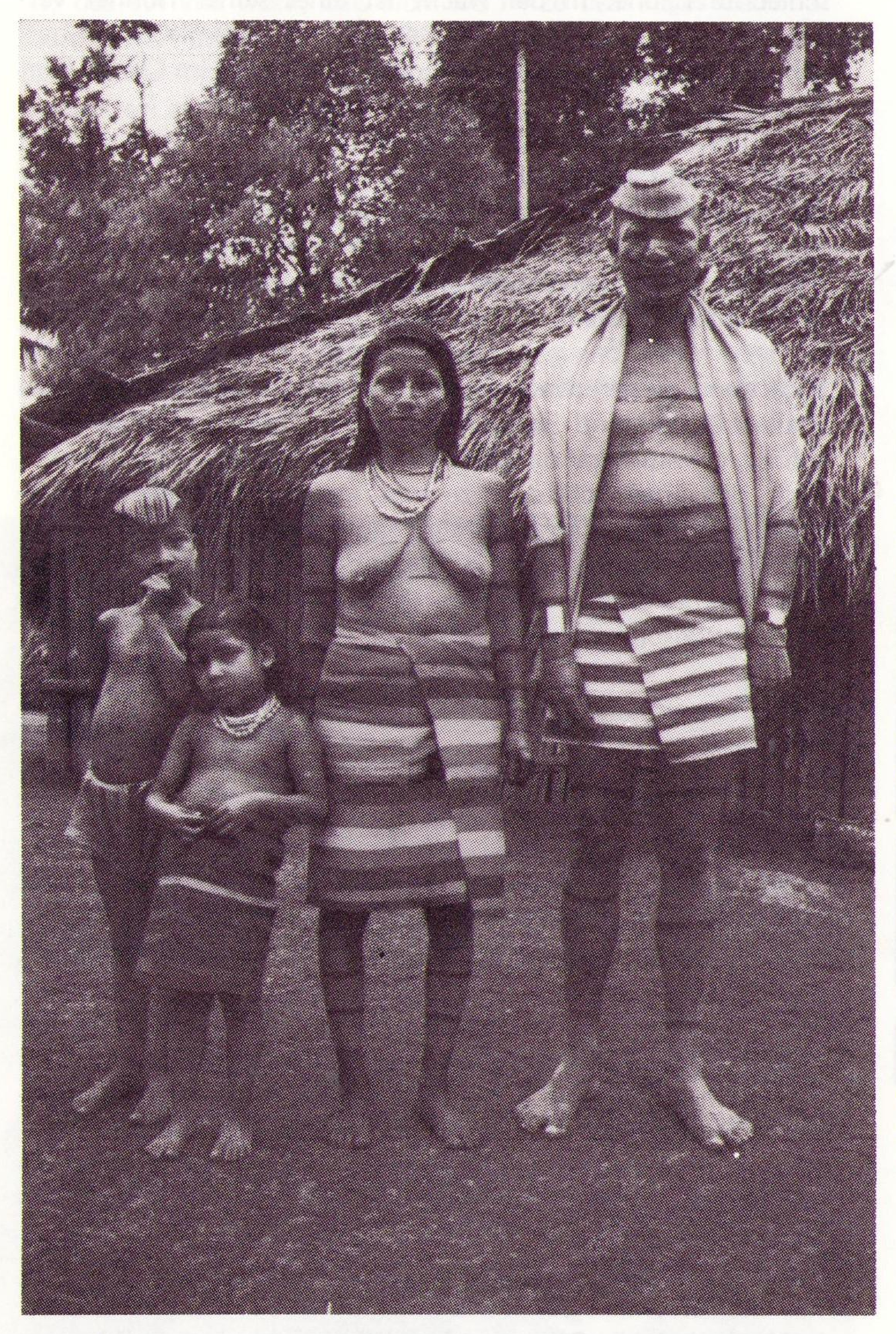
Ein gehässiges Nachwort

Im lauen Regen treten wir mit einem faden Gefühl der Beklommenheit und der offenen Frage den Rückweg an, warum die indianische Kultur und Lebensweise dieser Stämme, die bis tief ins 19. Jahrhundert hinein, erbitterten Widerstand geleistet haben, gerade in den letzten Jahren, in denen zur Peitsche das Zuckerbrot in Form von Konsumartikeln, Lastwagen und Geld hinzukam, so schnell zusammenbrechen konnte und wir nikken stumm, allerdings aus einer anderen Geisteshaltung heraus, als der guatemaltekische Campesino, den wir nach Palenque mitnehmen, anerkennend über die Lacadonen äußert, "son bien civilisados".

Für uns persönlich ist in Anlehnung an einen Buchtitel von Anja Meulenbelt die Scham vorbei. Wir schämen uns nicht mehr so sehr, Deutsche zu sein, offensichtlich entwickeln Indianer unter bestimmten Zwangsverhältnissen ähnliche Verhaltensweisen und -normen wie wir Deutsche auch und sei es im tiefen Wald. Die Indianerwelt bestimmter Ethnologen- und Anthropologenkreise existiert irgendwo anders – vielleicht im Völkerkundemuseum.

Fehlt natürlich noch, daß wir auch tolle und abenteuerliche Erlebnisse mit Indianern und der Wildnis gemacht haben, durchnäßt des Nachts aus dem Dschungel kommend an eine Indianerhütte klopfend von deren Bewohner herzlich aufgenommen und bewirtet wurden, uns gegenseitig auf die Schulter klopffend eine Camel angezündet haben, nachdem wir wilde Wasserfälle erklettert und durchtaucht hatten oder einer großen Schlange mit der Machete den Kopf abgehauen haben, von deren tödlicher Gefährlichkeit uns der untrügliche Instinkt des erfahrenen travellers überzeugt hat, aber all dies werden wir wesentlich ausführlicher in der Wochenendbeilage der Frankfurter Rundschau schildern, damit all jene linken Lehrer und sonstigen Akademiker, die in diesem Sommer die Tour von San Cristobal bis Cuzco gemacht haben, neue Impulse bekommen.
Schade nur, daß die deutschen Sommerferien mit der mexikanischen Regenzeit zusammenfallen.

Roland

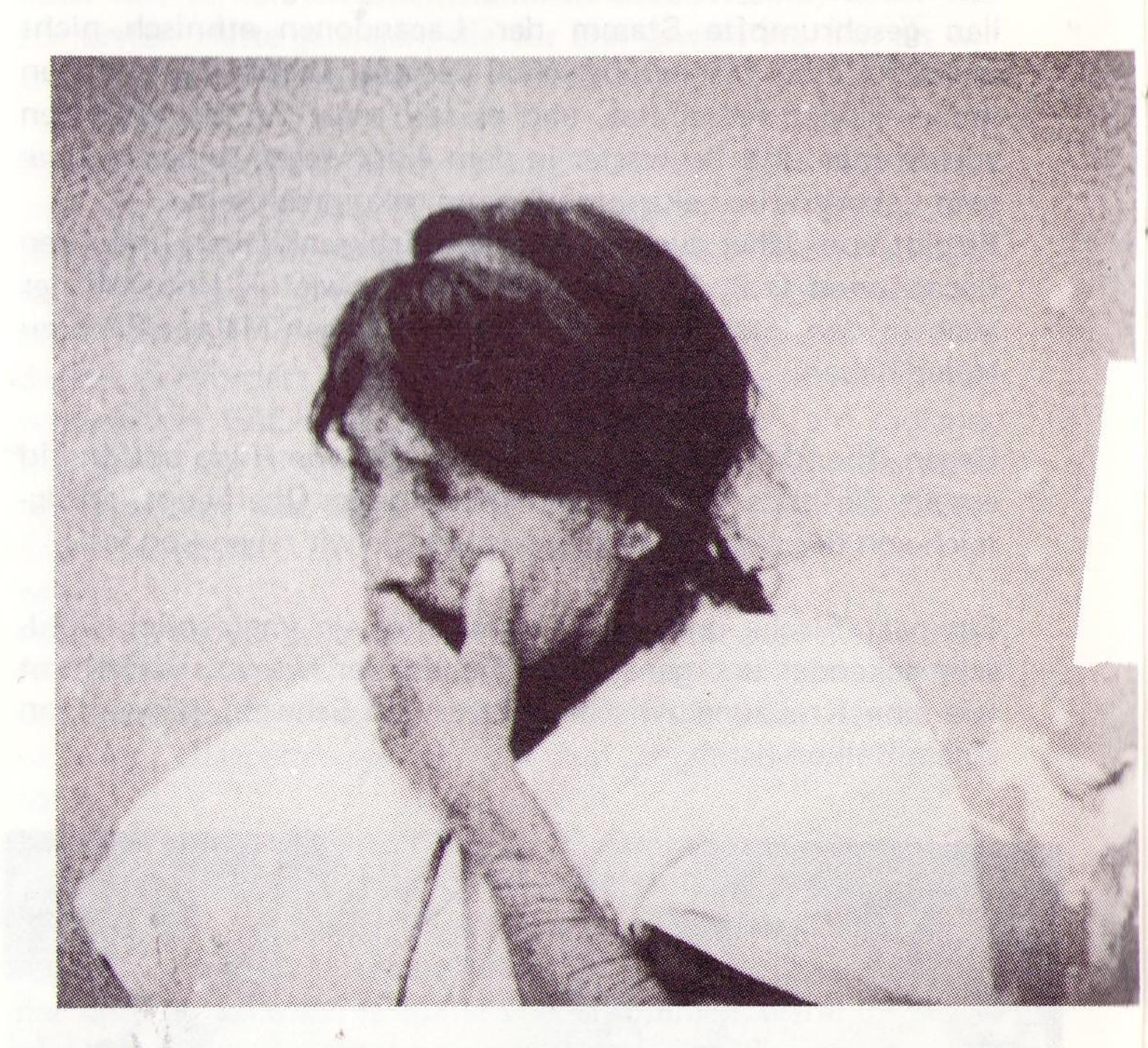


Colorado-Indios in Ecuador

DIE MEXIKANISCHE REGIERUNGSPOLITIK IN DER SELVA LACANDONA

Die folgenden Erläuterungen zur mexikanischen Regierungspolitik in der Selva Lacandona sollen einige, im Reisebericht beschriebenen Verhaltensweisen der Indios verständlicher machen und das gezeichnete negative Bild relativieren

Tzotzilindianerin



Chiapas, der südlichste Bundesstaat Mexicos, an der Grenze zu Guatemala gelegen, ist bekannt für seine unglaublich schöne, vielfältige Natur und für eine überwiegend indianische Bevölkerung, deren Exotik den schon seit Jahren bestehenden Freaktourismus und den aufkeimenden Massentourismus erklärt.

Die wirtschaftlich "rückständigste", durch paternalistische semifeudale Abhängigkeitsverhältnisse zwischen indianischen Bauren und weißen Großgrundbesitzern geprägte Region wird gegenwärtig durch Erdölfunde riesigen Ausmaßes und eine beginnende Erdölexploration in ihren sozialen, politischen, ökonomischen und vor allem ökologischen Strukturen erschüttert, wie es seit der spanischen Eroberung vor mehr als 450 Jahren nicht mehr der Fall gewesen ist.

Die Selva Lacandona - die sogenannte „tierra caliente", das heiße Land, im Gegensatz zur „tierra fria", dem kalten Indiohochland - stellt einen 1,8 Millionen ha großen Teil dieses Bundesstaates dar; sie ist das letzte große zusammenhängende Urwaldgebiet Mexicos und wird gegenwärtig von ca. 70 000 Menschen bewohnt, die sich auf folgende Inidiostämme verteilen:

43 000 Tzeltales
8 000 Choles
7 000 Tzotzil
12 000 Tojolabales
400 Lacandones

außerdem ca. 6 000 Mestizen.

Alle Bewohner in dieser unzugänglichen Dschungelregion wurden von den spanischen Eroberern, mit denen sie während der gesamten Kolonialzeit heftige Kriege führten, als Lacandones bezeichnet, ein Name, der sich von einer Insel (Lacan Tum =Großer Felsen) im See von Miramar ableitet, auf der die Spanier bei ihrem ersten Kontakt mit Indios in dieser Gegend 1530 eine grössere Siedlung vorfanden.

Die Eigenbezeichnug der heutigen Lacandones, die von Völkerkundlern, als die wahren Nachfahren der klassischen Mayas und als Ureinwohner der Selva angesehen werden, ist winik (Mensch).

Obwohl nach neuesten Erkenntnissen die Lacandones vor der spanischen 'Conquista' in anderen Regionen, vermutlich Yucatan, gelebt haben und die Besiedlung der Selva offenbar auf der Flucht vor kriegerischen Auseindersetzungen mit anderen Stämmen erfolgt ist und von daher die Bezeichnung Ureinwohner etwas irreführend ist, bleibt doch wichtig, im Hinblick auf den geschilderten rohen Umgang der Indios mit ihrer Umwelt festzustellen, daß die Selva Lacandona bis zum Anfang diese Jahrhunderts ein wenig, und nur von den Lacandones, besiedeltes Gebiet war, d.h. daß alle anderen jetzt dort lebenden Stämme in einer ihnen noch relativ fremden bzw. keineswegs seit Generationen oder Urzeit vertrauten natürlichen Umgebung siedeln.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts gewann die Selva Lacandona eine ökonomische Bedeutung für einheimische und ausländische Firmen, die mit Hilfe angeheuerter, in sklavenähncher Abhängigkeit lebender indianischer Arbeiter, Gummi und vor allem Edelhölzer (Mahagoni) dem Urwald entrissen. Das Leben der Indios in den Holzfällercamps, den sogenannten monterias, ist Gegenstand eines äusserst spannenden und lesenswerten Romanzyklus von B. Traven.

Durch das verstärkte Vordringen der Ökonomie in den letzten 10 Jahren findet in der Selva ein Zerstörungsprozeß ökologischer Systeme, sowie sozialer und politischer Strukturen statt, der in seiner Brutalität, seinem Umfang und seiner Geschwindigkeit einem Krieg vergleichbar ist, dessen Hauptopfer der äußerst baum-, pflanzen- und tierreiche tropische Regenwald ist.

An diesem Krieg sind sowohl die staatliche Holzfirma COFO LASA, der staatliche Ölkonzern PEMEX, als auch extensive Viehwirtschaft betreibende Großgrundbesitzer aus Tabasco als auch nach den Prinzipien der Waldbrandrodung, dem sog. roza - tumba - quema, wirtschaftende Indianer maßgeblich beteiligt.

Um die im Reisebericht beschriebenen Verhaltensweisen der Indianer verstehen zu können, bedarf es der Darstellung einiger wichtiger Hintergrundinformationen über die staatliche Politik in der Selva.

Durch Landraub und Landnot genötigt, mußten viele Indios in den letzten 20 Jahren das dichtbesiedelte Hochland in Chiapas verlassen. Der nicht in die Slums von Mexico - City abgewanderte Teil ging in den tropischen Regenwald, was zu einem raschen Anwachsen der Bevölkerung auf ca. 70 000 Menschen führte. Unmittelbare Konsequenz dieser Bevölkerungsentwicklung war das Entstehen von Konflikten um Land und um Ausbeutungsrechte zwischen Neu- und Altsiedlern, zwischen Bauern und Viehzüchtern, Ölkonzernen und Indios, Indianern und Holzfirma etc.

Die Indianer fordern vor allem rechtsgültige Besitztitel über das von ihnen bestellte Land. Mit dem Amtsantritt von Echeverria 1970 versucht die mexikanische Regierung, die Kontrolle über das Gebiet zu erhalten. Ein Dilemma besteht darin, daß einerseits sowohl die Kolonisatoren, um soziale

Lacandone



und politische Auseinandersetzungen im Hochland einzudämmen, als auch die Holzfälleraktivitäten aus ökonomischen Gründen erwünscht sind, andererseits aber die Konflikte zwischen indianischen Siedlern und der privaten Holzfirma Bonampak S.A. immer gewaltiger werden, Entführungen, Mord und Brandstiftungen zur Folge haben und daß überdies die Bonampak S.A. kein Interesse am Aufbau einer von der Regierung gewünschten weiterverarbeitenden Holzindustrie hat.

1972 wird per Regierungsdekret das alleinige Nutzungsrecht über ein drittel der Selva den Lacandones zugesprochen. Es handelt sich um genau das Gebiet, in dem die Bonempak S.A. operiert, die daraufhin keine Konzession mehr erhält, in Schwierigkeiten gerät, und vom Staat aufgekauft wird.

Es entsteht die COFO LASA, die gegen geringe Konzessionsgelder an die Lacandones den Wald nach unverändertem Konzept ausbeutet.

Durch das Regierungsdekret sind alle anderen in diesem Gebiet lebenden Indianer, zum großen Teil Choles und Tzeltales, plötzlich illegal geworden. Die Rechtsunsicherheit steigt, und die Gewalttätigkeiten nehmen zu.

Zur Befriedung der Indios reagiert die Regierung erneut differenziert. 1976 werden sechs in Corozal siedelnde Chol communidades sowie fünfzehn Tzeltal - communidades in Palestina an den Nutzungsrechten über diese 615 000 ha beteiligt, indem aus diesen Indios und den Lacandones formal die sogenannten communidad Lacandona gegründet wird, deren einzelne Mitglieder den Status der 'communeros' besitzen, d.h. sie sind sowohl zur extraktiven Ausbeutung als auch zur landwirtschaftlichen Nutzung berechtigt, ohne daß jedoch das Nutzungs- bzw. Besitzrecht auf eine bestimmte Parzelle Land gegeben wäre. Die 12 000 in der communidad Lacandona zusammengeschlossenen Indios sind sozusagen kollektive Gesamteigentümer dieses Teils der Selva.

In Erwartung auf spätere individuelle Rechtstitel über bebautes bzw. gerodetes Land betreiben die communeros seither Brandstiftungen großen Ausmaßes (allein 1978 über 30 000 ha Wald).

Das weite Auseinanderliegen der Chol-, Tzeltal- und Lacandonessiedlungen hat bisher Konflikte zwischen den communeros verhindert; diese spielen sich umso heftiger zwischen communeros und 'illegalen' Siedlern, Viehzüchtern und der Holzfirma ab, wobei ein Teil der Brandstiftungen auch als gegen die COFO LASA gerichtete Aktionen zu verstehen sind, die Hungerlöhne und nur geringe Konzessionsgelder zahlt.

1978 verkompliziert sich die Situation noch dadurch, daß 231 000 ha der Selva Laconda wovon die Hälfte aus communidad - Land besteht, zum Naturschutzgebiet (Reserva de la Biosfera Montea Azules) erklärt wird.

Vor diesem Hintergrund ist es verständlich, daß alle Bewohner der Selva bestrebt sind, innerhalb kürzester, noch verbleibender Zeit, das Maximum aus dem Urwald herauszuholen.

Da bereits über 700 000 ha des tropischen Regenwaldes durch extensive Viehwirtschaft und durch die Landwirtschaft unter hoher Bodendegradierung zu leiden haben und der Bevölkerungsdruck in der Selva noch zunimmt, hätte auch unter anderen Bedingungen, die auf Mischkulturen und langen Brachzeiten beruhende, den Boden erhaltenden und den ökologischen Bedingungen der Selva angepasste Landwirtschaft der Lacandones nicht mehr genügend Raum für eine breite Anwendung.

Roland



Peruanischer Stadtindianer

„STADTINDIANER"

Beim Diskutieren und Erstellen dieses Schwerpunktheftes haben wir vor dem Problem gestanden, daß uns allen die Notwendigkeit und Bedeutung eines Artikels über das Leben der Indios in der Marginlität der lateinamerikanischen Großstädte bewußt war, aber wir weder einen konkreteten Erfahrungsbericht noch eine brauchbare politische Einschätzung gefunden haben.

Ich möchte deshalb auf ein paar Zeilen begründen, warum meines Erachtens dieser Problematik so wenig Beachtung geschenkt wird.

Wenn vom Indianer die Rede ist, denken wir an Wälder, Flüsse und weites Land. Das ist die Heimat der Indianer, in der sie leben und für die sie erbittert und beharrlich kämpften, seit der erste Weiße die neue Welt betreten hat und gleich auf ihr herumgetrampelt ist. Jeder weiß, daß es nicht bei diesem geblieben ist. Der Gold- und Silberstrom, der die eindringenden Horden anzog, ist längst versiegt, doch was heute nach fast fünfhundert Jahren geblieben ist, sind die Indianer und das Land. Die Horden haben Grenzen gezogen, Städte und Nationen gegründet, Kriege geführt, das Land geraubt, aber was ist mit den Indianern geschehen ?

Ausgerottet und zur Bedeutungslosigkeit verurteilt in Nordamerika, versklavt oder zurückgedrängt in die unwirtlichsten Gegenden in Mittel- und Südamerika, führen sie ihr Leben und ihre Kämpfe um Erhaltung der kulturellen und sozialen Identität.

Niemand käme auf denGedanken, mit Indianern Städte zu assozieren, am allerwenigsten die Stadtindianer. Doch genau dort lebt die Mehrzahl der Indianer, in den Elendsvierteln der Großstädte. Das wird auf Widerspruch stoßen. Zum Einen, weil sie dort nicht gesehen und vor allem nicht gesucht werden. Der Reisende verlässt die lateinamerikanische Großstadt nach wenigen Tagen und begibt sich auf den beschwerlichen Weg in die exotische Natur, denn er ist nicht gekommen, Leiden und Kaputtheit zu sehen, am allerwenigsten, um selbst zu leiden; das tut er zu Hause schon genug. Das ist verständlich und legitim. Zu den Reisenden gehören jedoch auch fast alle diejenigen, die sich zum Völkerkundler berufen fühlen und da wird es schon problematischer, denn die schreiben Bücher und da fehlt etwas: der Indianer in der Stadt.

Zum Andern, weil der Stadtindianer von den Soziologen terminologisch wegdefiniert wird. Er passt niemandem ins politische Konzept, also darf es ihn einfach nicht geben. Indianer ist, wer seine eigene Sprache spricht und in der Dorfgemeinschaft lebt, lautet die zur Zeit gängigste Definition des Indios. Es gibt andere Definitionen und von diesen wieder zahlreiche Varianten, aber in einem Punkt sind sie alle einig: der Indianer, der in den Slums der Großstädte zu überleben versucht, hat aufgehört Indianer zu sein, damit kann man keine Politik machen.

Verstärkte Ausbeutung der zum grossen Teil indianischen Landbevölkerung, Landraub, Zerstörung der ökologischen Grundlage der traditionellen Landwirtschaft und als Konsequenz davon Landnot, Hunger und Elend haben in den letzten 20 Jahren immer mehr Menschen in die Großstädte getrieben, deren Anwachsen in einer noch nie dagewesenen Dimension und Geschwindigkeit stattfindet.

Es ist müßig, über die Motive und die ihnen zu Grunde liegenden entwicklungstheoretischen Konzepte der herrschenden Regierungen zu reden.

Aber was haben jene als Alternative anzubieten, die die bestehenden Verhältnisse in Lateinamerika via Reform oder Revolution verändern wollen - meines Erachtens einen mehr oder weniger platten, dogmatischen Marxismus, dessen Hauptcharakteristikum ein bornierter Fortschrittsglaube ist, der in der Vorstellung gipfelt, die unterentwickelten Länder müßten durch das Stahlbad der Industrialisierung hindurch, um eine gesamtgesellschaftlich befriedigende Situation zu erreichen.

Natürlich soll die industrielle Entwicklung unter anderen Vorzeichen stattfinden als die derzeit durchgeführten, von imperialistischen Mächten abhängige.

Konsequenterweise ist den marxistischen Entwicklungstheoretikern ein ökologisches Problembewußtsein völlig fremd, und ebenso konsequenterweise verkommen die Indios in deren Weltbild zur industriellen Reservearmee bzw. zu rückständigen, auf ihren Traditionen und ihrer Scholle verharrenden Bauern.

Die Indianer müssen aufhören Indianer zu sein. Diejenigen in den Slums haben es bereits geschafft. Ein bedauerlicher Zustand für die Leute, aber der erste Schritt heraus aus dem Dämmerzustand des Kleinbauern hin zum gemeinsamen Kampf aller Unterdrückten gegen die herrschende Klasse. In weiter Ferne leuchtet als lohnendes Ziel, die Diktatur des Proletariats.

Den Indios in der Dorfgemeinschaft gilt das Interesse. Diese zu integrieren in die unterdrückten Volksmassen heißt die Aufgabe, was mit dem Mittel der Alphabetisierung und der Durchsetzung des Lohn-Arbeitsverhältnisses als bestimmender ökonomischer Struktur erreicht werden soll.

Roland


Bettler in San Cristobal

ERNESTO CARDENAL

Die verlorenen Städte

Des Nachts fliegen die Schleiereulen zwischen den Grabsteinen,
die Wildkatze miaut auf den Terrassen,
der Jaguar brüllt in den Türmen,
und der einsame Kojote heult auf der Gran Plaza
den Mond an, der sich in den Lagunen spiegelt,
die Teiche waren vor langen Katuns.

Jetzt sind die Tiere wirklich,
die auf den Fresken dargestellt sind,
und die Fürsten verkaufen Tonkrüge auf dem Markt.
Wie aber noch einmal in Hieroglyphen schreiben,
den Jaguar noch einmal malen, die Tyrannen stürzen ?
Unsere tropische Akropolis wiederaufbauen,
unsere ländlichen Hauptstädte von Mais umgeben ?

Das Gestrüpp steht voller Denkmäler.
In den Maisfeldern gibt es Altäre.
Zwischen den Wurzeln der Chilematebäume Torbögen mit Reliefs.
Im Urwald, dort, wo wohl noch kein Mensch eingedrungen ist,
wohin nur der Tapir und der Einsame Pizote gelangen
und der Quetzal, gekleidet wie ein Maya:
da gibt es eine Hauptstadt.
Als die Priester zum Tempel des Jaguar hinaufstiegen,
mit Jaguarmänteln und Fächern aus Quetzalschwänzen
und mit Sandalen aus Hirschleder und Ritualmasken,
da steigen auch Rufe auf vom Pelotaspiel,
der Klang der Trommeln, der Weihrauch aus Copal, verbrannt
in den heiligen Kammern aus Zapoteholz,
der Rauch der Fackeln aus Ocotefichten .... Und unterhalb von
Tikal
ist noch eine Metropolis, 1 000 Jahre älter.
–Wo jetzt die Affen in den Zapotebäumen schreien.
Auf den Grabsteinen steht kein militärischer Name.
In ihren Tempeln und Palästen und Pyramiden
und ihren Kalendern und ihren Chroniken und Gesetzbüchern
ist kein Name eines Kaziken, eines Feldherren, eines Kaisers,
kein Priester, kein Führer, kein Gouverneur, kein General,
kein Häuptling,
und sie verzeichneten auf ihren Steinen weder politische Ereignisse
noch Verwaltungsakte noch politische Parteien.
Jahrhundertelang gibt es nicht die Spur eines menschlichen Namen,
und die Archäologen wissen noch nicht, wie sie regiert worden sind.

Das Wort „Herr" war in ihrer Sprache unbekannt.
Und das Wort „Mauer". Sie umgaben ihre Städte nicht mit Mauern.
Ihre Städte bestanden aus Tempeln, und sie lebten
auf den Feldern,
zwischen Maisfeldern, Palmen und Papayas.
Die Torbögen ihrer Tempel waren Kopien ihrer Hütten.
Die Straßen waren nur für Prozessionen da.
Die Religion war die einzige Verbindung zwischen ihnen,
doch war es eine frei angenommene Religion,
die ihnen weder Unterdrückung war noch eine Last.
Ihre Priester hatten keine weltliche Macht,
und die Pyramiden wurden nicht in Zwangsarbeit erbaut.
Der Höhepunkt ihrer Zvilisation verwandelte sie nicht in ein
Kaiserreich.





Und sie besaßen keine Kolonien. Sie kannten den Pfeil nicht.
Sie kannten Jesus als den Gott des Mais
und brachten ihm einfache Opfer dar
vom Mais und von Vögeln und Federn.
Sie führten nie Kriege, sie kannten das Rad nicht,
doch sie berechneten die Umlaufbahn der Venus:
verzeichneten jeden Abend den Aufgang der Venus
am Horizont, über einer weit entfernten Ceiba,
wenn die Lapapärchen zu ihren Nestern flogen.
Sie hatten keine Metallurgie. Ihre Werkzeuge waren aus Stein,
und technologisch lebten sie in der Steinzeit.
Doch sie errechneten exakte Daten, die es
seit vierhundert Millionen Jahren gibt.
Sie hatten keine angewandten Wissenschaften. Sie waren nicht
praktisch.
Ihr Fortschritt lag in der Religionen, in den Künsten,
der Mathematik,
der Astronomie. Sie kannten keine Gewichte.
Sie beteten die Zeit an, jenes geheimnisvoll Fließende
und weiter Fließende der Zeit.
Die Zeit war heilig. Die Tage waren Götter.
Vergangenheit und Zukunft verweben in ihren Gesängen.
Für Vergangenheit und Zukunft galten dieselben Katune,
weil sie glaubten, die Zeit kehre stetig wieder,
wie sie die Gestirne sich stetig drehen sahen.
Doch die Zeit, die sie anbeteten, kehrte plötzlich nicht wieder.

Da sind Grabsteine, die dastehen, ohne bearbeitet worden zu sein.
Die Blöcke blieben halb behauen in den Steinbrüchen.
– Und da sind sie noch. –

Jetzt durchqueren nur einsame Gummisammler das Peten-Gebiet.
Die Vampire nisten in den Stuckfriesen.
Die Wildschweine grunzen, wenn es Nacht wird.
Der Jaguar brüllt in den Türmen - den Türmen zwischen den
Wurzeln -,
ein Kojote in der Ferne, auf einer Plaza, heult den Mond an,
und das Flugzeug der Pan American überfliegt die Pyramide.
Aber werden einst die vergangenen Katune wiederkehren ?

(Katun: Jahrhundert der Mayas)

Aus der Rubrik: die Indianer und du:

(Trotz Minderheitenvotum angenommen, der Quatsch - d. setz.)

(...) ihr habt mich zu einem anderen Menschen gemacht. Ich glaube nun an Gott, und ich weiß, weshalb mich seine weise Hand in die Tiefe führte. Was ich nie besessen habe, werde ich von heute an besitzen: das wahre Lebensglück ! Ich habe eine schwere Schule durchgemacht, aber Gott wußte gar wohl, daß es bei mir so starker Mittel zur Heilung bedurfte. Mr. Shatterhand, Ihr habt schon als Schüler richtig gesagt:

„Hat der Herr ein Leid gegeben,
gibt er auch die Kraft dazu !
Bringt Dir eine Last das Leben,
trage nur und hoffe du !"

Er hatte wohl, damit Winnetou alles verstehen sollte, englisch gesprochen, diese Strophe sagte er deutsch (.....)
(Aus Karl May: Weihnacht im Wilden Westen - einer der langweiligsten Schinken, die er je geschrieben hat - d. setz + leser von 73 Karl May Büchern)

Wer ihn nicht mit glühenden Augen las, soll sich melden -d.-

der weiß wovon er spricht!

Zwei Berichte aus Guatemala, die auf den ersten Blick in kaum einem Bezug zueinander zu stehen scheinen. Ein willkürlich einem Repressionsbulletin entnommener Aufruf in bekannter Politsprache und die akribische Beschreibung subjektiver Wahrnehmungen im Reisebericht eines westdeutschen Altlinksradikalen. Wirkt die Pathetik der Politsprache in den Zentralorganen und Flugblättern westdeutscher Arbeiter- und sonst-was-Vorhuten lächerlich und schaumschlägerisch, so erfassen auch den ausländischen Beobachter, angesichts des grauenvollen Wirkens der Todesschwadronen und der Allgegenwärtigkeit schußbereiter Militärpatrouillen im nächtlichen Guatemala - City Gefühle, für die Begriffe wie „Barbarei", „Bestialität", etc. nur angemessen erscheinen. Und dennoch ist die politisch - analytische Betrachtung viel zu selektiv auf Repression und Klassenkampf ausgerichtet, als daß sie auch nur annähernd plausibel machen könnte, warum so vielen Alternativtouristen das ländliche Guatemala mit seiner Indio-Gesellschaft so friedlich und idyllisch erscheint. Da unter der Oberfläche, da brodelt es, und dennoch scheint die Schlußfolgerung nicht stimmig, daß die Konflikte des Alltages immer schon revolutionären Aufruhr bedeuten.

IN DIESEM DORF HERRSCHT RUHE!

Santiago de Atitlan, 26.April 1980

Ich habe das Rumreisen satt, ich möchte mich für vier Wochen irgendwo eingraben, ausruhen, mit nichts und niemand was zu tun haben und meinen eigenen Gedanken nachgehen. Für polit- und Nicaragua ist nachher noch Zeit genug.

Santiago ist ein stilles Dörfchen. Es gibt für die Touristen, die hier zweimal am Tag vom Postboot ausgeladen werden und nach einer Stunde Shopping wieder wegfahren, entlang der Straße zum Marktplatz ein paar Geschäft mit Trachten, wie sie hier jeder trägt, und Tüchern und Dekken, wie sie hier jede Frau webt und stickt, sonst ist es ein verschlafenes Dörfchen; zweimal am Tag kommt der Bus, da ist was los und zweimal am Tag ist Markt, da ist auch was los, aber insgesamt ist nichts los.

So steuere ich geradewegs das einzige respektabele Restaurant an, das gleich neben dem Marktplatz liegt, esse ein Beefsteak mit Tortilla und frage die Senora, — außer den beiden Touristen auf dem Weg vom See her die erste Nichtindianerin, die ich im Dorf treffe, — ob sie nicht wüßte, wo ich mich für ein paar Wochen einquartieren kann. Das übliche "nein, weiß ich nicht", "vielleicht aber in der Villa", überhöre ich gekonnt, trinke noch einen Kaffee und dann stellt sich die Nachbarin und Cousine, — ebenfalls keine Indianerin — vor, sie wohne gegenüber, hätte ein Zimmer neu ausgebaut und ob ich es mir gleich ansehen wollte. Zehn Minuten gab ich ihr noch zum Räumen, das hat sie auch geschafft, bis auf den Hundehaufen, und den hab ich dann weggefegt.

So, vier eigene Wände, ein Bett, bezogen sogar und Decke auf meinen Wunsch, Tisch und Stuhl. Ein Fenster zur Kirche, eins zum Hof, beide ohne Glas, aber mit Laden, was wollte ich mehr und meine Ruhe hatte ich auch.

In Grenzen, denn die Wirtschaft der freundlichen Nachbarin war abends dank der 'Wurlitzer-Orgel' und ihrer Benutzer recht laut, obwohl eigentlich nur die Honoratioren des Dorfes dort verkehrten
Auch war irgendein Gockel nebenan verrückt und machte ab neun Uhr alle anderen wach und das waren viele. Aber das sind die normalen Nachtgeräusche, schlimmer war der neurotische Hund, der sich die ganze Nacht vor meinem Fenster klopfend kratzte, und am schlimmsten seine sich bei mir rasch verbreitenden Flöhe.

Trotz alledem, das Dorf war eine Oase!

Einmal morgens, gehe ich runter frühstücken, Jogurt mit Früchten und abends Beefsteak mit Tortilla. Sonst sitze ich immer im Zimmer und lese oder schreibe, schaue den Kindern auf dem Markt zu oder versuche an gar nichts zu denken, Yoga zu machen und die Ruhe, das Nichts zu nutzen.

Seit meinem dritten Tag hier weiß ich, wie man an eine Zeitung kommt: der 10 Uhr-Bus bringt einen Verkäufer mit, der dann eine Weile neben dem Bus sitzt. Den passe ich seitdem immer ab, lese die internationalen Nachrichten und bin froh, daß alles so weit weg ist, auch Nicaragua und El Savador.

Vorigen Sonntag war hier Bürgermeisterwahl, ein Ereignis von anscheinend geringer Bedeutung. Ein paar Lautsprecherwagen waren rumgefahren und ein paar Flugblätter von den herrschenden Parteien, alle staatstragend und streng antisozialistisch, verteilt worden, um die sich die Kinder gebalgt haben. Aber die meisten Leute können hier schlecht spanisch und interessieren sich wohl für so etwas weniger.
Von der Wahl hätte ich garnichts mitbekommen, wenn nicht am Sonntag der Marktplatz abgesperrt gewesen wäre, in der Mitte die Urne, am Rand ein Tisch mit Lehrer, Krämer und Bürgermeister, die die Wahlpapiere der anstehenden Männer prüften. Aber die mußte man eben vorher haben, und das war Bürokram, man mußte entweder Mann sein oder nachweisen können, daß Frau schreiben kann, deshalb hat nur die Lehrerin gewählt und die Männer, die sich wichtig genug fühlten. Von insgesamt 20 000 Wahlberechtigten der Region, 2000!

Am nächsten Tag verkündete eine Tafel die wohlklingenden Namen der Parteien und ihre Ergebnisse: Die revolutionäre Partei hatte mit 705 Stimmen gewonnen, gefolgt von der Bewegung zur nationalen Befreiung mit 514, beide Parteien sind Stützen der Militärregierung, — (Revolutionäre hatten klandestin zum Wahlboykott aufgerufen, obwohl der Aufruf wohl überflüssig war.) — D.h. der alte Bürgermeister, der Besitzer des einzigen größeren Ladens, würde es bleiben, übrigens ein Schwager der Wirtin von nebenan; die Excelenzen des Dorfes sind alle verwandt, ihre Geneologie enthüllen die Photos und Gemälde an der Wand der Wirtschaft.

Seit der Wahl lese ich den Lokalteil der Zeitung. Es scheint trotz weitgehender Wahlenthaltung allenthalben reichlich Beschiß gegeben zu haben, ob hier auch, läßt sich nicht recht feststellen, jedenfalls sind Urnen trotz Polizeischutz weggekommen, Wahlzettel von dem einen Kasten in den anderen gewandert und Unterlagen verschwunden. Das füllt täglich zwei Seiten in der Zeitung.

In allen Ecken des Landes gibt es Guerrilla-Aktivitäten, in der Zeitung stehen immer nur deren Verluste, das Heer, die Luftwaffe und die Polizei scheinen keinen Toten oder Verletzten zu haben, immer nur Material. Täglich liest man von Entführungen, Mord, Brandstiftung, jeden Tag werden irgendwelche Toten gefunden, zum Teil grausam gefoltert, mit Todesschwadronen gezeichnet, zum anderen Teil Geheimpolizisten, Vorarbeiter auf Kaffee-Farmen und alle Sorten von Lokal-Politikern oder Matadoren (im wirklichen Sinne).

Am Dienstag hat sich eine große Menschenmenge am Markt versammelt



Guatemaltekische Indios

und ist dann zum See gegangen, von einem Gringo und einem Polizisten gefolgt. Gringo heißen hier alle Reichen, d.h. sowohl die Touristen als auch die weißen Bourgeois aus Guatemala-City, die herrschende Klasse also kurz gesagt.

Der Gringo hatte ein großes Grundstück am Wasser gekauft, angefangen dort eine Villa bauen zu lassen und am Wasser einen Anlegesteg, einen kleinen Hafen fast. Obwohl man die Planung erst ahnte und noch alles offen war, tickte es den Nachbarn schon, was da wohl rauskommen würde. Das Ufer würde da für die Öffentlichkeit gesperrt werden, die Frauen könnten dort nicht mehr waschen oder Wasser holen, die Männer nicht mehr anlegen oder auch nur vorbei zu ihren Feldern gehen, ohne einen großen Umweg zu machen. Wenn das dann noch Schule machen würde, wären Privatstrände und die Verdrängung der Bauern aus ihren Gärten am See abzusehen und die Frauen müßten noch weiter zum Wasser gehen.

Die Menge war ziemlich aufgebracht. Der Polizist vermittelte, der Gringo war nur der Verwalter und wußte nichts und schließlich wurden alle auf in 14 Tagen vertröstet, dann käme der Gringo selbst und dann würde man zusammen mit dem neuen alten Bürgermeister eine Lösung finden.

Dabei blieb es, aber ich glaube, jeder wußte, was dabei nur herauskommen konnte. Die Menge trollte sich ärgerlich und langsam, der Gringo und der Polizist schnell.

Am selben Tag hats beim Markt ganz nah gebrannt, ein Riesenfeuer, das halbe Dorf ist zusammengelaufen, als ob Fiesta wäre, in ihren bunten Trachten immer. Das konnte ich sogar von meinem Zimmer aus sehen, wie da die Flammen hochschlugen. Im Hof des Kaufladens, beim Bürgermeister, hinten drin brannte ein Schuppen lichterloh, keine Möglichkeit zu löschen! Es konnte mit Mühe und unendlichen Wassereimern nur verhindert werden, daß das Feuer übergriff. Mit solch einer Menschenmasse und den Krügen von den Nachbarn hätte man leicht eine Kette bis zum See bilden können. Kinder standen im Weg, der Polizist tat sein Bestes, um noch die Gefährdung von Schaulustigen zu verhindern.

Die Polizisten essen auch hier nebenan zu mittag. Ich versuche zu Zeiten dort zu essen, wo sie gerade nicht da sind; trotzdem, ich fühle mich irgendwie zu nahe an den hohen Herren dran.

Irgendjemand hat gestern Nacht einen schweren Stein von der Straße durch einen Fensterladen ins Nachbarzimmer geschmissen, nachts um 1/2 5 Uhr. Ich kann eigentlich gar nicht glauben, daß der mir galt, denn ich bin zu allen freundlich. Aber daß die Gringos nicht allzu beliebt sind, das konnte ich mir gut vorstellen, mit ihrer ständigen Pfennigfuchserei und Unverfrorenheit allem gegenüber, was sie gerade für photogen halten. Dazu noch als Vertreter einer nationalen und internationalen Klasse von Reichen.

Heute haben im Wirtshaus drei Soldaten in Uniform gesessen. Ich hab mich kaum reingetraut, aber zum rausgehen wars irgendwie auch zu spät. Einer trug eine kugelsichere Weste und hatte sein Gewehr neben am Stuhl stehen. Ein anderer hatte seine MP vor sich auch beim essen umgehängt, ein dritter war nur mit einer Pistole bewaffnet. Die Helme lagen am Boden. Sie waren offenbar auf alles gefaßt. Am Tisch noch zwei Zivilisten, deren schwere Revolver ich erst beim rausgehen sah.

Noch bevor ich mein Steak hatte, gingen sie wieder, immer vorsichtig, auf dem Sprung, besonders gegenüber den anderen Gästen am Nachbartisch, drei jungen Indios in einheimischer Kleidung. Sie ließen den einen Zivilen zurück und fuhren mit einem großen Unimog mit ziviler Nummer weg, d.h. irgendwoanders hin im Dorf, Helm auf dem Kopf, Gewehr in der Hand, schußbereit.



Indio-Frauen

Am Abend auf dem Markt vor der Polizeistation hatte sich eine große Menschenmenge gesammelt. Ich hielt mich im Hintergrund, konnte aber doch gut sehen, was ablief, besonders auch das Raunen und Murren der Leute hören.

Am Samstagabend, noch dazu klar, fast Vollmond, da ist sowieso alles auf der Straße, zum spazieren, anmachen, sehen und gesehen werden. Aber das war gestern mehr, irgendwie ein Auflauf, fast Aufruhr, Unruhe.

Dann wurde ein Mann zur Polizeiwache gebracht, zwei andere hatten ihn fest am Arm gepackt. Ihnen folgte eine riesige Schar Kinder, aufgebrachte Frauen, weinende Familienangehörige, Freunde, die dann die wartende Masse vergrößerten.

Später wurden noch andere gebracht, immer von zwei bewaffneten Zivilisten geführt und von einem ähnlichen Gefolge von schreienden Menschen begleitet. Einige ließen sich fast freiwillig abführen, schauten weder rechts noch links und gingen aufrechten Hauptes rein, andere wehrten sich, manche passiv, zwei aktiv, sie schrien und schlugen und versuchten sich zu befreien, schmissen sich auf den Boden und einer mußte von vier Männern gebändigt werden, bis sie ihn reinbrachten. Die Menge nahm Anteil, inzwischen war der Marktplatz fast voll, es brodelte irgendwie.

Die Militärpolizei war am Nachmittag ins Dorf gekommen, um 40 Rekruten auszuheben, zwischen 18 und 20. Wer, das war fast zufällig, wen's erwischte, der war für 30 Monate weg! Ganz zufällig natürlich auch nicht, es gab Listen, dem Bürgermeister muß da wohl eine bestimmte Rolle zugefallen sein, das System blieb aber, — wohl nicht nur für mich, — undurchschaubar, denn die Betroffenen waren, ganz wie ihre Familie, völlig unvorbereitet. Von den 30 Monaten sind 12 Ausbildung, dann werden sie im inneren Krieg eingesetzt, in anderen Provinzen, gegen andere Indios mit anderer Sprache unter Offizieren, die nicht ihrer Rasse entstammen.

Das Auto, das vorhin vor dem Wirtshaus gestanden hatte, stand jetzt vor der Polizeiwache, die übrigens im Rathaus untergebracht war, wenn man diese Baracke so nennen kann.

Alles Kriegsgerät hatten sie natürlich rausgenommen, da aber das Fenster auf war, machten sich die Kinder einen Spaß draus, ständig zu hupen, schließlich umringten sie zu hunderten den Wagen und es hupte fast ununterbrochen zum Vergnügen der Menge, d.h. es machte sich irgendwie trotz aller Empörung und vielleicht Betroffenheit und aller Wut ein gewisser frecher Stolz breit, was ihre Kleinen doch für tolle Kerlchen waren, mehr als das Vergnügen, das solche Kinderscherze da immer machen.

Der Polizist vor der Tür drohte mehrmals mit dem Finger, ohne viel Erfolg. Schließlich kamen zwei Soldaten raus, der mit der Pistole und der mit der MP, stiegen ins Auto ein und fuhren los. Das ging so schnell und das Anfahren ging so ruckartig, daß die Kinder auseinanderspritzten, purzelten um so schnell wie möglich aus dem Weg zu kommen. Einen Moment lang dachte ich, die würden mitten in die Kinder reinfahren. Dann ein Schrei, mehr ein kurzes Jaulen, im Durcheinander vor dem Auto war nichts zu sehen. Dann Totenstille, alles hielt den Atem an. Beide Soldaten stiegen sofort aus, klammerten sich an die Waffen, beide leichenblaß, die Menge machte einen Schritt auf sie zu — um zu sehen — aber es war nur ein Hund der angefahren worden war, oder ein Schwein oder irgendetwas, denn die Spannung entlud sich in einem Riesenpalaver, die Soldaten fuhren den Wagen zur Seite, schlossen ihn gut ab und kehrten wieder zur Polizeiwache zurück, die Waffen lokker baumelnd. Das hätte ein Massaker gegeben.

Nachts habe ich unruhig geschlafen, die Kneipe war laut, ich hätte mich nicht gewundert, wenn ich durch Schüsse geweckt worden wäre, wie in der Hauptstadt, wo jede Nacht irgendwo geschossen wird, mitten im Zentrum sogar.

Heute morgen habe ich auf dem Markt gefrühstückt und mein Mittagessen werde ich in Zukunft auch woanders einnehmen. In der Zeitung stand von gestern nichts drin, nur von einer Jagd auf irgendwelche Guerilleros in der Nachbarprovinz, bei der aber anscheinend nur zwei Frauen und ein Kind zur Strecke gebracht worden waren. Die zwei Verletzten des Hubschrauberangriffs werden im Provinzhospital behandelt. Dann zwei Terroristenangriffe, einer auf drei Polizisten, die gerade zu Tisch saßen. Die Angreifer eröffneten von der Tür des Lokals, wo die Polizisten zu speisen pflegten, sofort das Feuer, zwei Tote, ein Verletzter. Die Identität der Angreifer blieb unbekannt, sie erbeuteten zwei Revolver, Kaliber 38.

Der andere Überfall galt einer Patrouille des Heeres,die aus dem Hinterhalt beschossen wurde. Zwei Soldaten, beide 19 Jahre alt, wurden verletzt.

Wenn nicht so viele Flöhe hier wären, die sich kohortenweise auf mich stürtzten, würde ich mehr Zeit finden, in Ruhe nachzudenken, zu schreiben und eurer betriebsamen Jordanstraße zu gedenken. So werde ich alle zwei Worte von dem unstillbaren Verlangen unterbrochen, mich zu kratzen, aber mein Stimmungsbericht aus dem stillen Dörfchen Santiago de Atitlan wird euch wohl auch reichen, bis ich mich wieder von Nicaragua aus melde, wo ja, wie jeder weiß, die Revolution und die Aktion ist.

Sehr herzlich also, Euer Tom



Markt am Lago de Atitlan

DER ATITLAN–SEE IN GUATEMALA

Im folgenden noch einige Anmerkungen zu den Örtlichkeiten, an denen die Reisebobachtungen entstanden sind.

Der Atitlan - See, im zentralen Hochland Guatemalas gelegen, zählt ohne Zweifel zu den schönsten Seen des amerikanischen Kontinents. An seiner Südseite bilden drei klassisch geformte Vulkane, an den übrigen Seiten meist sehr steile Bergwände eine eindrucksvolle Kulisse. Insgesamt liegen elf Dörfer und einige kleine Siedlungen an den Ufern, von denen die meisten ihren rein indianischen Charakter bewahren konnten. Die Majestätik dieser Landschaft und die weitgehende Unerschlossenheit des Sees und seiner Anwohner, sind die Gründe, warum die Gegend heute zu den großen alternativ- und touristischen Attraktionen Guatemalas zählt. Bis 1850 etwa siedelten nur Indios um den See herum, erst danach kamen einige "Ladinos", wie die Weißen und Mestizen in Guatemala genannt werden, und erst 1936, als die Trasse der „Panamerican - Highway" in Panajachel ein Stück am Seeufer entlang geführt wurde, verstärkte sich der Zustrom.

Ist der Ort Panajachel heute schon ein national und international bekannter Touristenort mit entsprechender Infrastruktur, so sind die am gegenüberliegenden Ufer und schwer zugänglichen Orte, darunter Santiago Atilan, noch relativ unberührt.

Die Zuwanderung von Fremden initierte einen Ladinisierungsprozeß im umfassensten Sinne. In seiner Dissertation von 1979 , über die Auswirkungen des Tourismus am Atitlan - See, beschreibt Thomas Hamer neben der Sprache und den dorfspezifischen Trachten, das Fortbestehen des traditionellen Ämtersystems als die ausgeprägtesten Merkmale indianischer Kulturen.

„Allen männlichen Mitgliedern der Gemeinschaft werden, jährlich wechselnd, sowohl zivile, als auch religiöse Aufgaben zugeteilt,' deren notwendig werdender materieller Aufwand von dem jeweiligen Amtsinhaber zu tragen ist. Im Laufe eines Lebens können die Beteiligten die gesamte Hierarchie der zivil - religiösen Ämter durchlaufen, wobei sowohl das Prestige, als auch die Höhe des materiellen Aufwandes in dem Maße steigen, wie der Betroffene verantwortungsvollere Ämter übernimmt. Auf diese Weise wird privater Reichtum (Es handelt sich hierbei um einen relativen Reichtum, der jene Werte umfasst, die nicht unbedingt zum Bestreiten des ortsüblichen Lebensstandarts notwendig sind.) in den Diensten der Gemeinschaft gestellt, womit dem Entstehen sozialer Schichten unter den Indios entgegengewirkt wird.

Dieses zivil - religiöse Ämtersystem hat seinen Ursprung in der Kolonialzeit und besteht aus einer Mischung indianischer und spanischer Elemente. Die zivile Komponente dieses Ämtersystems (alcalde, regidor = Bürgermeister, Ratsherr) ist in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend durch ein öffentliches und politisches, von Ladinos dominiertes Parteiensystem untergraben worden, was dazu führte, daß selbst in Orten mit über 90 % Indio - Bevölkerung ein Ladino das Bürgermeistergeschäft führt. Das religiöse Ämtersystem (mayordomo, cofrade = Vorsteher, Laienbruder indianischer Männerriegen) ist dagegen an vielen Orten noch intakt und funktionsfähig."

Im weiteren Verlauf seiner Untersuchung kommt Hamer zu der Feststellung, daß die Ansiedlung der Ladinos und die Entwicklung des Tourismus für die Indiogemeinschaften im Umfeld des Sees mit erheblichen Landverlusten verbunden war, was ihre traditionelle ökonomische Basis, ein recht florierender, zu Verkauf und Tausch bestimmter Gemüseanbau bei gleichzeitiger Selbstversorgung, stark eingeschränkt hat. Andererseits entstanden aber auch Ersatzbeschäftigungen und Arbeitsplätze, sodaß aus Existenznot heraus kaum Indios aus dem Umfeld des Sees zur Saisonarbeit in Plantagen der Küstengebiete und der Städte ziehen müssen. Dies ist in weiten Teilen des guatemaltekischen Hochlandes stark verbreitet, da, bedingt durch Landraub und Bevölkerungswachstum, die Ernährung nicht mehr sichergestellt werden kann.

Insoweit sind die Indios am Atitlan - See gegenüber anderen privilegiert, sicher auch ein Grund, daß starke Landguerillaaktivität eher in anderen Landesteilen zu finden ist.



Der Atitlan-See:

Suche die fünf Fehler !

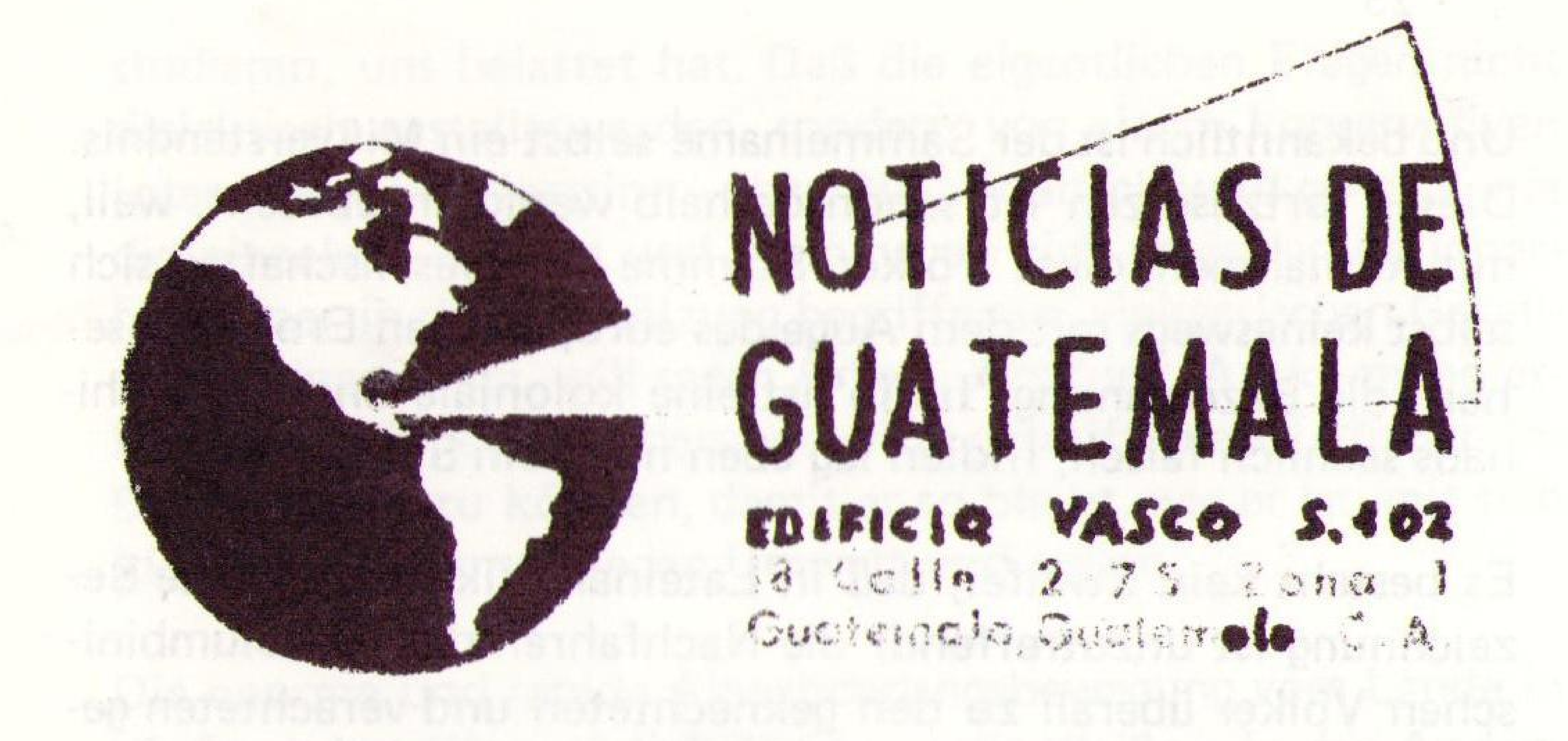
SOLIDARITÄT MIT DEM VOLK GUATEMALAS

Seit Beginn dieses Jahres gibt es in der BRD und in Westberlin eine Solidaritätsbewegung mit dem Volk von Guatemala. Die Informationsstelle Guatemala — München hat eine Broschüre verfasst, mit dem Ziel, die katastrophalen Auswirkungen aufzuzeigen, die der Tourismus für die guatemaltekische Bevölkerung uno damit vor allem für die Indianer hat. Das Tourismusgeschäft ist der zweitwichtigste Devisenbringer nach den Exportartikeln Kaffee und Baumwolle. Die europäischen Guatemala - Komitees und die Union der Lebens- und Genußmittelarbeitergewerkschaften in Genf, die 160 Organisationen in 58 Ländern repräsentiert, haben sich entschlossen, zu einem weltweiten Tourismusboykott aufzurufen.

Um ihr Image wieder zu verbessern, das durch die bekanntgewordenen Massaker im Ausland sehr"gelitten" hat, hat die Militärregierung von Guatemala einen Etat von 3 Mill. US-Dollars eingerichtet, mit dem auch ausländische Journalisten für eine Berichterstattung im Interesse der Militärs bezahlt werden ....

Broschüre (2,- DM in Briefmarken incl. Porto) bestellen bei:
Informationsstelle Guatemala e.V.
Friedrichstr. 25 / 8 000 München 40/
Pschkto.Nr.: München 2081 59 - 802





AÑO 2 - No. 45, GUATEMALA, 30 DE JUNIO DE 1980

INTENSIVIERUNG DER REPRESSION STÄRKE ODER SCHWÄCHE DER REGIERUNG?

Als neues, noch nie dagewesenes Ereignis in der Geschichte der Repression gegen die Gewerkschaftsbewegung, wurde am Samstag nachmittag, den 21. Juni, von neuem der Sitz der „Central National de Trabajadores" — CNT — von 60 Agenten der Polizei gestürmt, die, wie das Nationale Comite für Gewerkschaftseinheit —CNUS— mitteilte, vom Chef der Sektion „Drogenhandel" der Kripoabteilung der „Nationalen Polizei" angeführt wurden. Bei besagter Aktion wurden 33 Führer der CNT und der ihr angeschlossenen Einzelgewerkschaften verhaftet, Gründe dafür sind bis heute in keinem Fall bekannt.

Alle Volksorganisationen, die diesen Akt denunziert haben, stimmten darin überein, daß es sich dabei „um die brutalste Aggression gegen das elementare Recht der Koalitions- und Vereinigungsfreiheit des guatemaltekischen Volkes handelt". Selbst einige angesehene politische Persönlichkeiten, die dem Regime des Generals Lucas verbunden sind, haben ihre Besorgnis darüber ausgedrückt, welches bestialische Niveau die offizielle Repression inzwischen erreicht hat. Unter ihnen waren der Vizepräsident Villagran Kramer und der Abgeordnete Benilla Lopez.

Gleichzeitig schrieb der Leitartikel der Tageszeitung „La Nacion" in der Ausgabe vom Sonntag, dem 19. Juni, unter Bezug auf die massive Entführung von Gewerkschaftsführern: „Dieses Ereignis wirft im Ausland, insbesondere in den Vereinigten Staaten ein negatives Licht auf Guatemala, da dort die Gewerkschaften respektiert werden und gemäßigte politische Positionen vertreten. Die Nordamerikaner können sich nicht erklären, wie es möglich ist, daß 27 Gewerkschaftsführer von Unbekannten entführt werden.

In Wirklichkeit aber ist ein Ereignis dieser Unverfrorenheit in Guatemala inzwischen schon nicht mehr ungewöhnlich. In einem Land, wo sich ungestraft das Massaker von Panzos, das Massaker in der spanischen Botschaft, die Massaker in der Region von Quiche und tausende von repressiven Akten in den letzten Jahren ereignen konnten, da gerät ein Ereignis, wie der Sturm auf die Gewerkschaftszentrale und die Entführung von 27 Gewerkschaftsführern zu einem simplen „Regierungsakt".

Dennoch, die demokratischen und Volksorganisationen stellen in ihren Publikationen die Frage, ob „dieser neue bestialische und kriminelle Akt gegen die Volksorganisationen" ein Beweis der Stärke der Regierung des Generals Lucas ist, oder im Gegenteil, eine Demonstration ihrer Schwäche und Verzweiflung. Zum anderen stellt sich die Frage, ob die Furcht und die Angst vor solcher Barbarei sich in allgemeinen Haß gegen die Sektoren und Institutionen verwandeln wird, die zu einem solchen Ausmaß von Völkermord fähig gewesen sind.

Im internationalen Rahmen muß notwendigerweise die Isolation der Regierung des Generals Lucas zunehmen und wie auch der Leitartikel der Tageszeitung „La Nacion" versichert, dürfte es schwierig sein, außer der Regierung Israels und den reaktionärsten Teilen der US-Regierung eine Regierung zu finden, die bereit wäre, offen ein Regime zu unterstützen, das die Brutalität von Somoza, Pinochet oder Duvalier zu übertreffen fähig war.

In verschiedenen Publikationen heben die Volksorganisationen die Notwendigkeit hervor, daß die Volksbewegung trotz der neuen Stufe der Repression nicht in zaudernde Stagnation verfallen darf, sondern in kämpferischer Weise antworten muß. Zahlreiche Erklärungen und Statements in Radio und Fernsehen dokumentieren dies.

Auf diese Weise und um mit Nachdruck das Wiedererscheinen der verschwundenen CNT-Führer zu fordern, sind die Arbeiter der Coca-Cola-Abfüllanlage, der ACRICASA, Induplast, Kern's, Cermaco und „Enlozados Nacionales" in den totalen Streik getreten. In der Fabrik „Adams" wurden Teilstreiks ausgerufen, die sich bis zum Vollstreik steigern sollen. Ähnliche Maßnahmen wurden von der Lehrergewerkschaft (Frente Nacional Magisteral) angekündigt, die nach und nach einen Streik ihrer Mitglieder anstrebt.

Demokratische Front gegen die Repression in Guatemala





WIDER DIE ABSICHT, DAS INDIANERSPIELEN JETZT MIT INDIANERN FORTSETZEN ZU WOLLEN

Den folgenden Artikel haben wir von einem Entwicklungshelfer ,der 3 Jahre lang in Ecuador tätig war – einem Land, in dem die Mehrheit der Bevölkerung indianischer Abstammung ist.

Innerhalb der linken Szene in Deutschland hat sich in den letzten Jahren eine Beschäftigung mit Indianern breit gemacht, die sich auf den ersten Blick logisch in die Politik des Interesses und der Solidarität mit Minderheiten einschreibt – in ihren diffusen und nicht selten ästhetisch bestimmten Ausuferungen aber dennoch Fragen offen läßt, von denen ich hier einige aufgreifen will. Auch das Unbehagen, das einen dabei beschleicht, will ich zu benennen versuchen.

Zunächst scheint mir, daß die Bezeichnung ‚Indianer' äußerst unscharf angewendet wird. Meist wird man, Karl May belesen, an die Indianer Nordamerikas und Kanadas denken, Lateinamerika-Fans haben wahrscheinlich Bilder aus dem Inka-Reich vor Augen, Hochland-Indios mit bunten Ponchos, oder aber Geschichten über Kopfjäger am Amazonas im Ohr.
Indios – Indigenas, Indianer – eine vielfältige und unter sich in wesentlichen Dingen unterschiedene Gruppe ethnischer Mehrheiten (Bolivien, Ecuador, Guatemala) und Minderheiten ist mit einem Sammelnamen zusammengefaßt.

Und bekanntlich ist der Sammelname selbst ein Mißverständnis. Dieses fortzusetzen ist schon deshalb wenig angebracht, weil, mit Ausnahmen, diese Völker, Stämme und Gesellschaften sich selbst keineswegs mit dem Auge des europäischen Eroberers sehen: die Bezeichnung 'Indio' ist eine koloniale und darüberhinaus sachlich falsch, Indien lag eben noch ein Stück weiter.

Es besteht kein Zweifel, daß in Lateinamerika (auch diese Bezeichnung ist unzutreffend) die Nachfahren der prekolumbinischen Völker überall zu den geknechteten und verachteten gehören, weit davon entfernt, in die Gesellschaften ihrer Länder kulturell, sozial oder sprachlich integriert zu sein – ökonomisch allemal, als billige, überausgebeutete Arbeitskräfte und als Konsumenten schon lange.

Sieht man ihre Lage aber in Richtung einer Emanzipation oder Strategie zur Veränderung, dann kann der Kampf wohl kein rassisch-ethnischer sein, sondern ein Teil im Ganzen des Kampfs um gerechtere Verhältnisse für alle: von der Organisation her gesprochen kann es keine schwarze, indianische, weiße, gemischte Bauernbewegung geben – sondern nur eine einheitliche Solidarität der Unterdrückten gegen die Unterdrücker. (In diesem Zusammenhang wäre es interessant zu untersuchen, warum unsere Solidarität mit der Emanzipation der Schwarzen in Nordamerika sich damals – und heute – kaum auf die Karibik, überhaupt nicht auf Südamerika ausgedehnt hat: wer spricht von den Schwarzen in den Guayanas, in Peru, in Kolumbien, in Brasilien?)

Bleibt die Frage m.E. so stehen: Wie können innerhalb einer Bewegung die verschiedenen Gruppen als solche mit sich identisch bleiben – aber eben als verschiedene Gruppen *einer* Bewegung?

Dabei wird deutlich, daß in unsere Solidarität zu den Indianern mehr einfließt, als wenn dies einfach wäre: Solidarität mit den Ausgebeuteten und Unterdrückten in Amerika. Dieses Mehr ist wohl zunächst das Kulturelle, dann das Ethnisch-rassische, haben wir davon auch meist nur vage Vorstellungen, die sich zu oft an Produkten des Kunsthandwerks oder an Folklore festmachen, zu oft auch an der Geschichte (der ‚Sozialstaat' der Inkas) so kommt – zumindest bei den Indianern im Amazonas – dazu, daß wir sie als der Natur näherstehend bewundern, als Kenner von Tier und Pflanze sowie der Tiefen der menschlichen Psyche; als nicht, noch nicht entfremdete Menschen in einer mit ihnen bekannten, gekannten Natur. Wir machen alle unsere Sehnsüchte an ihnen fest: was wir im Trend der Zeit für uns suchen, von einer angstfreien Erziehung der Kinder bis zur Einbeziehen gewisser Drogen in unser tägliches Erleben, scheinen wir bei ihnen zu finden: sie sind uns von Leboyer bis Castaneda voraus.

Nehmen wir z.B. Südamerika: In den Andenländern gilt grob die Unterscheidung in Indianer, die von den Inkas her und früher Ackerbauern sind, das Hochland bewohnen, Kichua oder Aimara sprechen und etliches an Kunsthandwerk, Musik, Folklore bewahrt haben. Sie für apathisch und passiv zu halten ist das weitestverbreitete Vorurteil, das immer wieder von Reisenden bestätigt wird.

Die andere Gruppe sind die Amazona-Indianer, meist keine oder kaum Ackerbauern, sondern Jäger, Sammler, mit Naturreligion und Großfamilie, manchmal polygam, manchmal kriegerisch, manchmal Schrumpfkopfmacher: dem Abenteuer näher. Bei ihnen vermuten wir den Hang zum Kollektiv, das ur-solidarische Verhalten, die nicht entfremdete Gesellschaft.

Ich halte dafür, daß wir Generationen von Ethnologen und Anthropologen aufgesessen sind; daß deren Art, Menschen zu

studieren, uns belastet hat. Daß die eigentlichen Fragen nicht dialektisch gestellt werden, sondern von einem konservativen Interesse — im Wortsinn — her. Nicht danach wird gefragt, wie die einzelnen Völker und Stämme als sich verändernde innerhalb einer in der Umwälzung begriffenen, vielrassischen Gesellschaft einen Platz, will sagen Arbeit, Achtung, Auskommen erkämpfen können, sondern es wird gehofft, den Indianer im Busch halten zu können, damit er so bleibt, wie er ist, mit sich identisch im Kampf gegen Umwelt und außen.

Die enorme und rapide Abwanderungsbewegung vom Lande in die Stadt betrifft natürlich nicht nur die Weißen, in den Andenländern wandert auch der Indio in die Slums der Städte, was mit kultureller Anpassung und Identitätsverlust einhergeht. Die Verachtung der Indios und ihrer Kultur, ihrer Sprache ist von diesen schon längst verinnerlicht worden. Dem jungen Bauernsohn erscheint die Abwanderung in die Stadt und die Anpassung an die weißen Standards der einzige Weg aus der Misere zu sein: das Land kann ihn nicht ernähren. Eine Versuchung, trotz allem sein Glück zu machen, kann eine kleinere Rolle spielen. Die herrschende weiße Kultur ist für ihn zunächst nur vermittelt sichtbar, als Kultur der Mestizen, die wiederum in ihrer gesellschaftlich ambivalenten Lage als weder Weiße noch Indios einer Identität ermangeln und sich in allem, was sie tun, von den Indios krankhaft absetzen, um so dem Weißen näher zu stehen und von ihm akzeptiert zu werden, was nicht nur in psychologischen, sondern in Kategorien des Überlebens sich auswirkt.

Unsere sehnsüchtige Identifikation mit den Indiandern oder unsere romantische Solidarität mit ihnen hat zuerst und zunächst mit uns zu tun.
Ein Ballast an utopischem Geist, betreffend das menschlichere Leben in einer versöhnten, nicht feindlichen Natur, der Mensch als nicht entfremdeter Produzent stehen Pate, wenn wir die wenigen uns bekannten Ansätze indianischer Selbstverteidigung unterstützen und zu unserer Sache machen. Soll das Ziel unserer Wünsche auch noch für jene gelten, die uns als Vorbilder dienen, nämlich für die Indianer, muß dem Mißverständnis abgeholfen werden. Außerhalb der anthropologischen Konservierung von Lebensräumen für die Indianer müßten wir die spärlichen Konzepte amerikanischer Indianerbewegungen selbst kennenlernen, vielleicht auch dazu Stellung nehmen. Die Solidarität mußte sich auf einzelne Völker und ihren Kampf beziehen, müßte sich in dem Rahmen allgemeiner, vielleicht regionaler lateinamerikanischer Politik einordnen.

Vieles gäbe es dabei zu tun. Aus der Geschichte bleibt z.B., die verklärte Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts über die Inkas auf eine realere, nüchternere Basis zu stellen. Es bleibt, jene Geschichte der Rebellion aufzusuchen und aufzuschreiben, die in den Andenstaaten die inkaische und die spanische Herrschaft immer wieder abzuschütteln versucht hat. Es bleibt, einzusehen, daß die Unabhängigkeit von 1809 für die Indios in den Republiken mehr Ausbeutung zuweilen bedeutet hat, als durch die spanische Krone. Es bleibt, jene immerhin umfangreiche Literatur bekanntzumachen, die die Emanzipation der Indianer, nicht nur in diesem Jahrhundert, erzählt. Aus der Gegenwart: die ideologische Unterwanderung der indianischen Bevölkerung im Andenhochland ist in voller Ausweitung begriffen. Unzählige Sekten und Freikirchen — zumeist aus den USA — suchen die Siedlungen im Hochland, auch im Tiefland heim und sorgen für eine erschreckende Abwiegelung und Lähmung der Bauern. Teilweise werden falsche Konflikte und Feinde aufgebaut — nämlich die katholisch gebliebene andere Dorfhälfte — oft wird über eine paternalistische Bevormundung eine Haltung erzeugt, die sich selbst zu helfen nicht mehr imstande sieht und als erneute, vergrößerte Abhängigkeit sich auswirkt.

Nicht selten sind die Fälle, wo durch solche Missionare das Habitat zerstört wird, der fremde Glaube und die fremde Moral den sozialen Zusammenhang auflösen und somit eine Proletarisierung der betreffenden Stämme und Dörfer vorbereitet wird, die anderen, wirtschaftlichen Interessen, z.B. von Ölgesellschaften, nur zu gelegen kommt. Die Neuauflage von Fotos von Indianern des Nordens aus dem letzten Jahrhundert, die Schwemme von Büchern zum Thema, die Kalender, die Aufkleber, die Posters mit den Sinnsprüchen machen unter anderem folgendes klar:



– daß wir uns mit diesen Minderheiten auch deshalb solidarisch fühlen, weil dies für uns Auflehnung gegen das herrschende System, gegen die Unterdrückung allgemein, auch bei uns bedeutet,
– daß wir uns mit ihnen identifizieren, weil sie kämpfen und dies in unseren Projektionen stellvertrend für uns auch tun,
– daß unsere Solidarität Grenzen hat, als eher romantische erscheint, als ästhetische, als Beschäftigung auf der Basis der wahrscheinlich gefährlichen Verallgemeinerung, die von Alaska bis Feuerland unkritisch Millionen von Menschen verschiedener Kultur, Herkunft und Geschichte zusammenfaßt.

Damit komme ich auf den polemisch gemeinten Titel zurück: Genausowenig, wie man Südamerika begreifen kann, wenn man es als Landkarte von Befreiungsbewegungen sieht, genausowenig wird man die Andenländer, wird man Guatemala, Mexico verstehen, wenn man dort nur die Indianer sieht, die nichtindianische Bevölkerung aber nur als die unterdrückenden Weissen wahrnimmt, d.h. konkret, daß das Interesse an den Indianern an diesen vorbeigeht, wenn es sie nicht als einen Teil der Gesellschaft in Lateinamerika begreif, als einen Teil im Kampf um die allgemeine Emanzipation. Dieser Kampf ist für die Bauern, für alle Bauern, zunächst der Kampf um den Boden, um die Organisation. Die Bewegung bezieht sich darauf. Kulturelle Bewegungen, die diesen politischen Kampf nicht als Priorität, als Nährboden haben wollen, sind oft von außen hervorgerufen, entsprechen oft den Interessen der anderen.

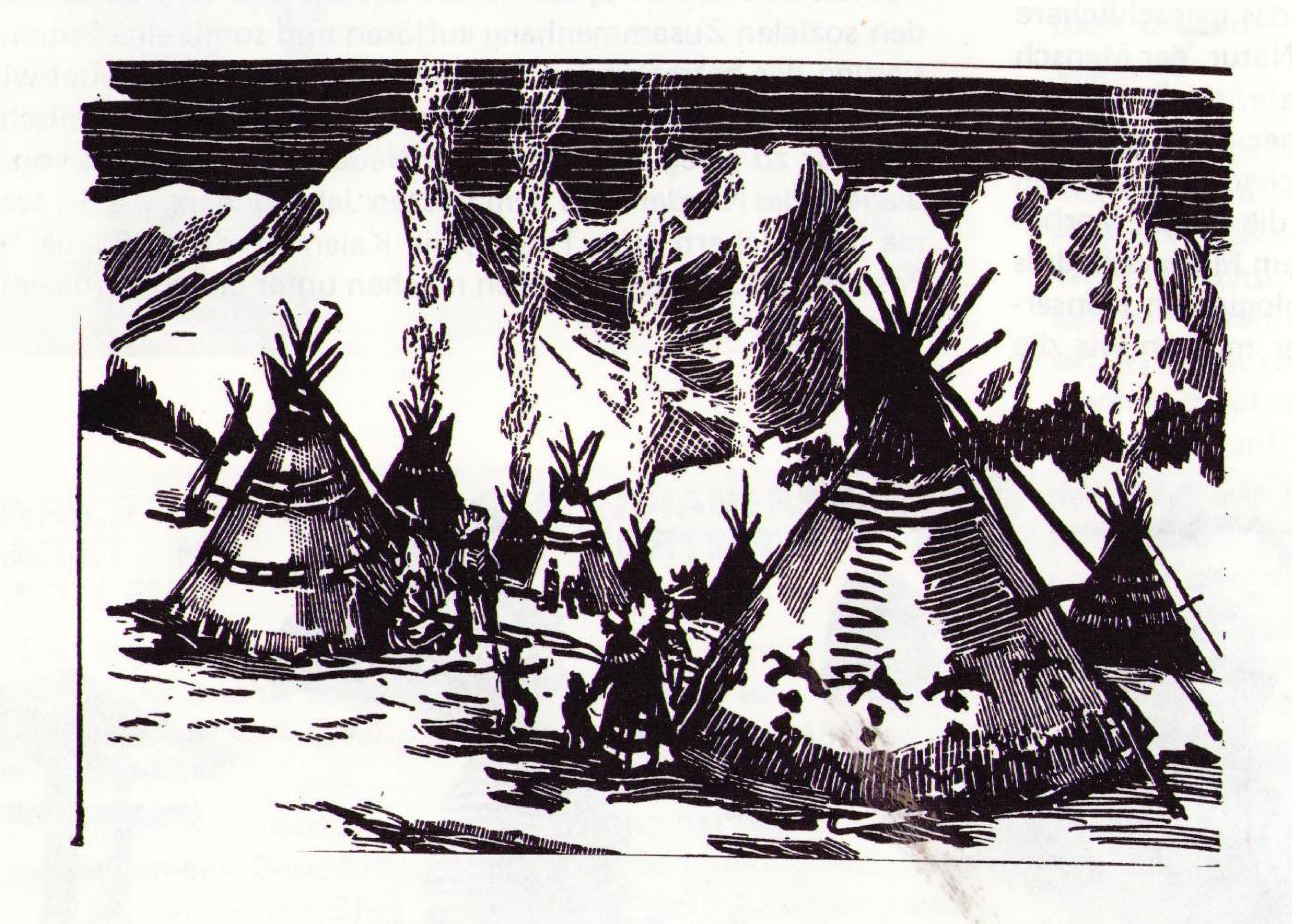
INDIANER AN DEUTSCHEN SCHULEN

Nach den vielen mythenkritischen Berichten wird es jetzt endlich Zeit, auch einmal die Mythen selbst sprechen zu lassen, die so faszinierend auf so viele von uns wirkten und wirken.

Was liegt da näher, als nachzuforschen, warum sich Schüler / innen an einer als progressiv bekannten Gesamtschule dafür entschieden haben, einen halbjährigen Wahlkurs in Gemeinschaftskunde zum Thema „Indianer" zu besuchen.

Coco und Stella haben ihre Gedanken, Erwartungen und Hoffnungen dazu aufgeschrieben; daß wir zwei Schülerberichte dazu abdrucken, soll nicht einen repräsentativen Überblick von Schülermeinungen zu dem Thema vorgaukeln; die beiden sind schließlich Zwillingsschwestern, die sich sehr mögen und sich auch sehr gut verstehen.

Übrigens, der Kurs hat beschlossen, zum Russell - Tribunal nach Rotterdam zu fahren und dann auch in Frankfurt was gegen Ausbeutung und Unterdrükkung der Indianer zu machen.



Ich bin in der 12. Klasse auf der Ernst-Reuter - Schule in Ffm und da wurden im Bereich "Gesellschaftskunde/ Zusatz" verschiedene Kurse zur Wahl angeboten. Darunter war auch der Kurs: "Indianer, Lebensgewohnheiten und Weisheiten."

Ich war sofort von diesem Kurs begeistert, zumal er nicht nur so nüchterne Aspekte wie "Kultur oder Blütezeit des Inkareiches", sondern auch Lebensweisheiten, Gruppenverhalten und den Indianer als Mensch beinhaltete.

Dadurch, daß wir den Unterricht in diesem Kurs auch selbst gestalten und als einzige Regel festgelegt haben, unser eigenes Rollenverhalten aufzulösen und untereinander Vertrauen zu schaffen, ist es ein Projekt, wo wir alle loslegen und alle Fragen und Vorstellungen die wir haben, bearbeiten können.

Was das Ganze aber jetzt mit Indianern zu tun hat, oder warum wir gerade Indianer gewählt haben, weiß ich nicht.

Das heutige Amerika ist für mich wahnsinnig interessant, d.h. meine Aufmerksamkeit, wenn in einer Veranstaltung ein Indianer dabei ist gilt ihm/ihr. Und wenn ich daran denke, daßes von diesem riesigen Volk nur noch wenige gibt,diese aber immer noch den Stolz und die Würde ihrer Vorfahren zeigen, so löst das bei mir tiefen Respekt und Ehrfurcht vor diesen Menschen aus. Ich Ich könnte mir einen Indianer nie als Popper oder neurotische Hausfrau vorstellen. Ich denke mir aber auch keinen halbnackten Wilden.

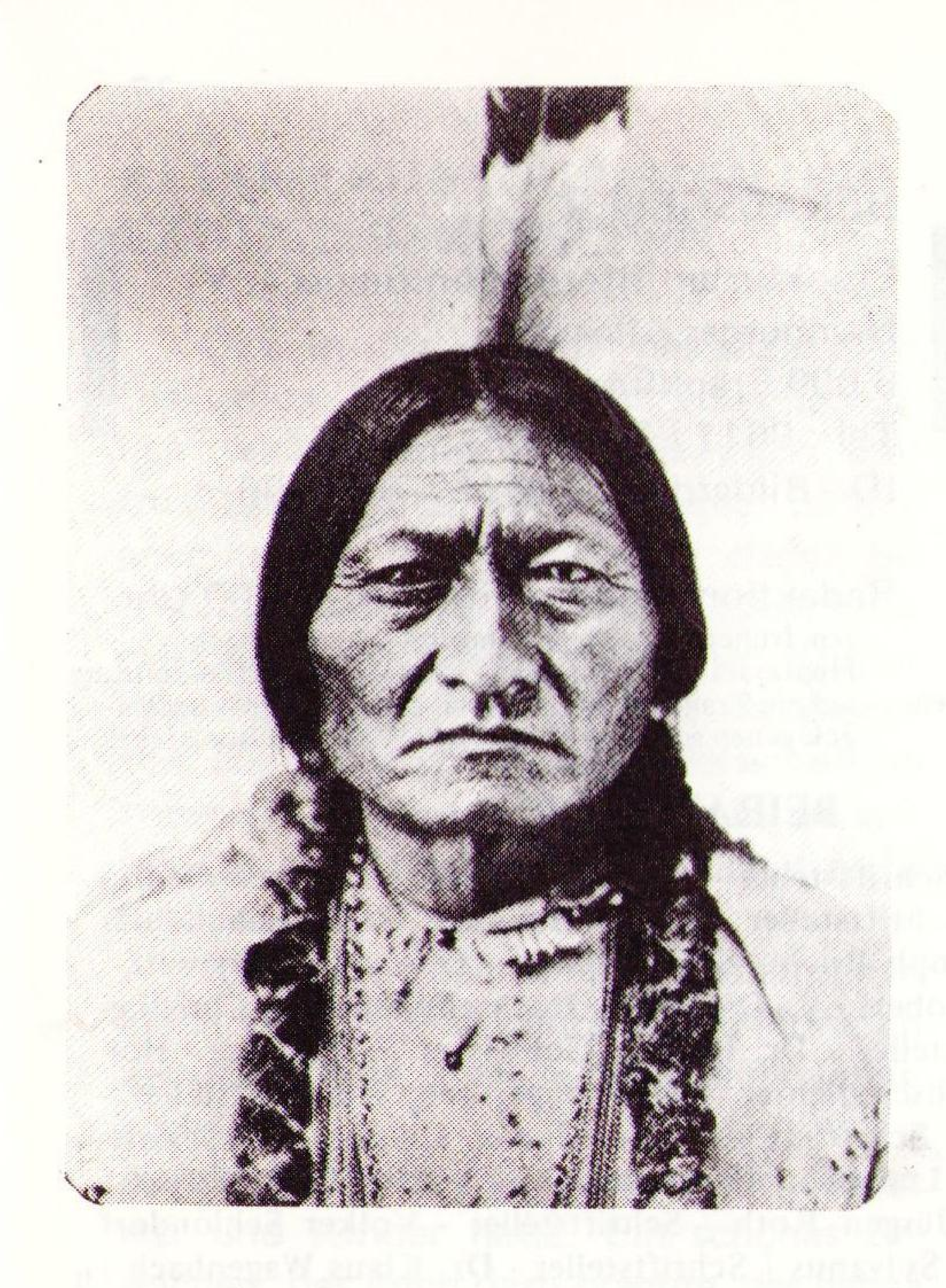
Nein, ich denke eher an einen versammelten, ruhigen Menschen. An einen Menschen, der es gelernt hat, sich zu beherrschen, und nie arrogant oder gar zerstörerisch auftritt, aber trotzdem einen starken Willen hat und weiß was er tut.

Der Indianer ist bescheiden, aber trotzdem wissend. Dann imponiert mir auch die Einstellung, daß sie "ein Teil der Welt sind", und nicht wie wir, „die Welt gehört uns".

Der Indianer ist ein Mensch, der sein Land und die Welt liebt, er achtet sie, und ernährt sich von ihr, macht sie aber nicht kaputt. Und dieses macht er bewußt, die Indianer sind ein Naturvolk, aber nicht primitiv. Sie haben eine ganz andere Lebensphilosophie als wir,eine,die viel sinnvoller erscheint, da sie nicht sinnlos und unbedacht andere Lebensräume oder Lebewesen zerstören oder ausrauben.

Dann gefällt mir auch die Erkenntnis, daß es keinen Sinn hat, eine Gesellschaft größer als soundsoviel Mitglieder werden zu lassen, da sonst alles unübersichtlich wird (iss 'ne alte Hopi-Weisheit, nicht mehr als 3 000 Menschen, wie alles von den Hopis sehr genau und gut ist, was die so vorausgesagt haben - d. setz.), und das wiederum der Gruppengemeinschaft schadet, und als Lösung des Problems dann eine andere Gesellschaft gegründet wird!

– In einem **freiwilligen** Indianerstaat würde es nie Ghetto's oder Arbeiterviertel geben.



Aber irgendwie haben wir alle das Gefühl, daß wir von den Lebensgewohnheiten der Indianer etwas lernen können und daß es da etwas gibt, was uns sehr anzieht und beeindruckt.

Ich gebe zu, daß ich (wir) noch nicht sehr viel über dieses Volk weiß (wissen) und daß ich bestimmt auch ein sehr einseitiges Bild und Vorstellungen habe, aber deshalb bin ich ja auch dabei, etwas darüber zu lernen.

Irgendwie ist die Verbindung „Indianer - Freier Unterricht" schon etwas komisch und für einen Indianer wahrscheinlich völlig unverständlich, aber wir haben unseren Spaß und auch das Interesse, endlich einmal einen schönen Unterricht und Gruppenarbeit machen zu können, und das ist möglich.

Aber damit ich jetzt wieder auf das Thema dieses Artikels zurückkomme, schreibe ich jetzt alles auf, was ich mit Indianer verbinde:

Dann noch ein Punkt, den ich sehr schätze. Und zwar die körperliche Zähigkeit und Flinkheit dieser Menschen.

Natürlich weiß ich, daß es auch dicke Indianermammis gibt, aber selbst diese sind geschickt und können mit ihrem Körper umgehen. Ich glaube, man kann diese Menschen nicht einfach als plump bezeichnen.

Aber das sind jetzt alle nebensächliche Schwärmereien, wozu ich auch die poetische und schwärmerische Sprache zählen könnte, und, und, und .....

Wichtig ist jedenfalls, daß sich die Indianer auf ihre Gemeinschaft beziehen können. Sie können sich dazugehörig und sinnvoll fühlen, während bei uns alles groß und unübersichtlich ist. Und die paar Stunden Familienleben lassen auch kein starkes Gemeinschaftsgefühl aufkommen.

Bei uns kann man sich entweder zu: Demokratie, Sozialismus, Faschismus oder "was weiß ich sonst noch" bekennen, aber das ist so unerreichbar groß, mächtig und so gefährlich festgefahren, und vor allem, von Menschen so weit entfernt. Es ist keine selbstverständliche Gemeinschaft da, weil man sich kennt oder weil man halt zusammlebt. Man erlebt das (sein) Leben nur noch für sich oder in kleinen Kreisen und ist von der Anonymität des unwahren Rollenverhaltens geplagt.

Man hat es schwer ein Zeit- und Lebensgefühl zu entwickeln, man rennt irgendwie an allem vorbei. Man wird neurotisch oder ist übersensibilisiert, und das Schöne, das Einfache und Normale, halt einfach das Leben und das Sein ist, wenn man nicht aufpaßt, ein einziger Streß.

Also, ich habe das Gefühl, daß ich von den Indianern etwas lernen kann, was aber nicht heißt, daß ich Stadtindianer werde.

Hough
Eure Stella



Wenn ich an Indianer denke, dann denke ich an Wind, Stein, Feuer, Flüsse, Geburt, Tod, Schöpfung und Wesen. Ich verbinde damit ein Leben in der Weite des Horizonts, ein Menschenleben, das mit dem Lauf der Natur harmoniert und seine Lebenseinstellung, seine Weisheit, sein Sein auf die Grundsteine vom Leben aufgebaut hat, sie anerkennt, von ihnen lernt und als Wegweiser zu deuten versteht.

Der Indianer ist ein Symbol für ein bescheidenes Dasein, das reich an Weisheit, an Ausdruckskraft, an Willen, Stärke ist.

Ich bewundere diese Lebenseinstellung, diese Art von Leben und entdecke ihr gegenüber die Unwirklichkeit und Bedeutungslosigkeit meiner selbst.

Wenn ich überlege und nach den Wurzeln unserer westlichen Kultur suche, dann begegnen mir in den letzten hundert Jahren eigentlich nur irgendwelche spezifischen Errungenschaften wie z.b. Strom, Auto, Fernsehen, Radargeräte, Telephon, Bomben usw. ... , nach denen sich die weitere Entwicklung gerichtet hat.

Und ohne uns bewußt darüber geworden zu sein, wird auch unsere Hilflosigkeit und Abhängigkeit von diesem künstlich Geschaffenen immer größer.

Wir haben uns selbst schwach gemacht, wir sind abhängig von Tabletten, Autos, Disco's, projizierten Ansprüchen und perversen Gefühlen. Unsere Überlebensfähigkeit ist in der Formel des Penicillin und der Fülle von Ersatzbefriedigungen zu finden.

Deshalb behaupte ich auch, daß unsere Kultur, verglichen mit indianischen ohne Rückgrat ist.

Mit Indianern verbinde ich die Offenheit für den Ursprung der Erde, die Sinnlickeit und ein ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl, das in mir einen tiefen Respekt auslöst.
Was hat eigentlich noch einen ursprünglichen, echten Wert ? Verantwortungbewußtsein ist längst abgeschafft, das übernehmen jetzt die Ämter und instanzen. Zum Beispiel Altersheime, Kinderheime, Irrenanstalten, Gefängnisse. Warum zerstören wir unsere Umwelt, nur um jetzt oder in kürzester Zukunft, davon profitieren zu können ?
Wir sind mit unserer Umwelt nicht mehr verbunden, wir können etwas nur schätzen, wenn wir darüber verfügen. Egal, ob es dabei zerstört wird.

Wenn ich spazieren gehe und eine Blume finde, breche ich sie ab, und kann sie erst zu Hause in der Vase erleben.

Ein Indianer würde sie stehenlassen !

Coco

Tecumseh (1768-1813) war der Führer des letzten organisierten Widerstandes der Zentral-Algonkin. Er trägt auf diesem Porträt eine englische Offiziersuniform.



„ So fügsam und friedlich sind diese Menschen,
daß ich Euren Majetäten schwöre,
es gibt auf der Welt kein besseres Volk.
Sie lieben ihren Nächsten wie sich selbst,
und ihre Sprache ist stets sanft und freundlich
und von einem Lächeln begleitet,
und obzwar sie nackt sind,
ist ihr betragen dennoch anständig und lobenswert."

Christoph Columbus an den König und die Königin von Spanien

"ALLE" TRAUERN UM DIE ZWÖLF TOTEN VON MÜNCHEN WER TRAUERT UM GUNDOLF KÖHLER ?

Gundolf Köhler, aus Donaueschingen, 21 Jahre alt, ist am 26. Oktober 1980 in München gestorben, bei dem Anschlag auf dem Oktoberfest, der alle Züge eines faschistischen Massakers trägt.

Politiker und Medien, Sprecher und Nachbeter der Geheimdienste, stempelten ihn zum Urheber dieses Massakers.

Sie haben keine Beweise vorgelegt als die "Beweise" der Kontaktschuld, die "Beweise" der registrierten Gesinnung, die "Beweise" der Vor-Verurteilung. Die gleichen Geheimdienste haben bereits vier Selbstmorde in Stuttgart-Stammheim "bewiesen". Die Aussagen von Menschen –Eltern, Freunden– sprechen gegen die Täterschaft wie gegen die faschistische Gesinnung Köhlers.

Bis jetzt ist Gundolf Köhler für uns nicht Täter, sondern Opfer.

Zu viele Linke sind Opfer der gleichen Mechanismen, der gleichen beobachtenden Fahndung geworden, mit deren Hilfe Köhler zum Mörder gemacht wird. Und doch haben linke Medien in diese Abstempelung mit eingestimmt: Köhler war "der Bombenleger", war allenfalls kein "Einzeltäter", doch Täter war er allemal. (Auch der ID hat sich mißverständlich geäußert.) Wir schämen uns dafür. Haben wir vergessen, wie Gerard Strecker, Karl Heinz Roth, Philipp Sauber, Roland Otto, Gisela Ickler, Nora Poensgen –um nur wenige zu nennen– zur Strecke gebracht werden sollten ?

Wir werden die Faschisten nicht Hand in Hand mit dem Bundeskriminalamt bekämpfen.

Enikö Balla, Dausi Berger, Richard Herding, Gerard Strecker, Waldemar Schindowski/ID

HERAUSGEBER

Frankfurter Informationsdienst e. V.
Hamburger Allee 45
6 000 Frankfurt 90
Tel.: 0611 / 70 43 52
ID - Bilderdienst: 0611 / 70 20 96

Redaktionsschluß: Mittwoch, 16.00 Uhr

n · Paraguay

n Rio. Die zahlreichen die quirligen Hauptge- s und Uruguaianas zu einem

Am frühen Morgen Abfahrt mit dem Bus nach Huatajata am Titicaca-See. Anschließend Einschiffung auf ein Tragflügelboot und Überquerung des höchstgelegenen schiffbaren Sees der Welt. Die Bootsfahrt

BEIRAT DES ID

Arnfried Astel / Schriftsteller - Johannes Beck / Hochschullehrer - Horst Bingel/ Schriftsteller - Heiner Boehnke / Hochschullehrer - Dr. Hans Christoph Buch / Schriftsteller - Peter O. Chotjewitz / Schriftsteller - Robert A. Dickler / Hochschullehrer - Christian Geissler / Schriftsteller - Dr. Helmut Gollwitzer / Theologe - Holger Heide / Hochschullehrer - Otto Jägersberg / Schriftsteller - Yaak Karsunke / Schriftsteller - Dr. Heiner Kipphardt / Schriftsteller - Gisbert Lepper / Hochschullehrer - Helga M. Novak - Schriftstellerin - Jürgen Roth / Schriftsteller - Volker Schlöndorf - Regisseur - Erik Sylvanus / Schriftsteller - Dr. Klaus Wagenbach / Verleger - Gerhard Zwerenz / Schriftsteller

d Einkaufsbummel zur freien

Coricancha. Nachmittags Fahrt zu den Ruinen der Inkaanlagen von Saccsaihuaman, Qenko, Tambumachay und Pucapucara.

ABONNEMENTSBEDINGUNGEN:

Vierteljahr (12 Hefte):	30,-DM
Halbjahr (24 Hefte):	60,-DM
Jahresabo (48 Hefte):	120,-DM

Als Bestellung gilt die *Überweisung* auf das *Postscheckkonto 52 52 28 - 602, Postscheckamt Frankfurt / Main (Frankfurter Informationsdienst e. V.)*

Auf dem Überweisungsabschnitt bitte entsprechende *Stichworte* angeben: *Neuabo, Verlängerung oder Adresswechsel. Außerdem* leserlich *die genaue Anschrift und (falls vorhanden) die Abonummer.*

Wenn auf dem Adressaufkleber das Zeichen !?! auftaucht, heißt das, daß das Abo bald ausläuft und das schleunigst Geld auf unser Konto überwiesen werden muß.

KEIN GELD AUF'M KONTO - KEIN ID IM KASTEN !!!!

steht für eigene Unternehmungen oder zum Baden an den Stränden von Leblon, Ipanema oder Copacabana zur freien Verfügung. Gelegenheitsausflug Brasilia (DM 195,–): Vormittags Flug von Salvador nach Brasilia, der im zentralen Hochland von Goiás errichteten ultramodernen Hauptstadt Brasiliens (ausführliches Besichtigungsprogramm). Abends Flug nach Rio de Janeiro.

5. Tag (Mi): Rio de Janeiro
Ganztägige Stadtrundfahrt durch Rio. Besichtigung des Stadtzentrums an der Avenida Rio Branco sowie

vertraumt wirkende Asunción Maca-Indios aus dem Gran-C liche Zeit bis zum abendlichen steht für Spaziergänge zur Ve La Paz (3657 m) am Abend.

11. Tag (Di): La Paz
Wohl kaum eine südamerikan einen so ausgeprägten indian Paz am Fuß des schneebedeck Der Vormittag steht zur freie

lithen sowie die farben Anschließend Fahrt ins Erosionsformen.



INHALTSVERZEICHNIS

TITELBILD: Während einer Hungersnot warten alle Frauen eines guatemaltekischen Dorfes vor der staatlichen Ausgabestelle auf ihre tägliche Maisration

SEITE:

Ich will unbedingt Euer Blatt haben. Das Geld habe ich eingezahlt auf Euer Postscheckkonto Frankfurt 52 52 28 - 602

Name .... ☐ Probeexemplar

Straße .... ☐ Patenabo für Gefangene

Wohnort .... ☐ Neuabo

frankfurter informationsdienst postfach 900 343, 6000 frankfurt 90, hamburger allee 45

12 Hefte für DM 30,-
24 Hefte für DM 60,-
48 Hefte für DM 120,-

EIGENTUMSVORBEHALT

Nach diesem Eigentumsvorbehalt ist die Zeitschrift solange Eigentum des Absenders, bis sie dem Gefangenen persönlich ausgehändigt ist. "Zurhabenahme" ist keine Aushändigung im Sinne dieses Vorbehaltes. Wird die Zeitschrift dem Gefangenen nicht ausgehändigt, so ist sie dem Absender mit dem Grund der Nichtaushändigung zurückzusenden. Wird die Zeitschrift dem Gefangenen nur teilweise persönlich ausgehändigt, so sind die nichtausgehändigten Teile, und nur sie, dem Absender mit dem Grund der Nichtaushändigung zurückzusenden.

ID Nr. 353

Wiederverkäufer/Buchläden: schickt bei Remissionen NUR DIESE ECKE ein und verschenkt den Rest an einen der 59.996.990 Noch-Nicht-ID-Leser !!!!!!!!



Verantwortlicher Redakteur: Conrad Lay

ALTERNATIVTOURISTEN UND EXOTISCHE MENSCHEN



Daß in den Blättern des iz3w diese Diskussion läuft, finde ich außerordentlich wichtig und auch für mich sehr fruchtbar, da ich mich seit einer Lateinamerikareise im letzten Jahr damit beschäftige. Mir liegt in diesem Zusammenhang ein Thema des persönlichen Kulturimperialismus auf dem Herzen, das ansonsten bei derartigen Auseinandersetzungen entweder nur am Rande oder in wissenschaftlicher Distanz oder überhaupt nicht behandelt wird: Verlieben.

Ich hatte mich in einen indianischen Mann verliebt und während drei Monaten versucht, eine Beziehung zusammenzubasteln.

Am Schluß erfuhr ich, daß er verheiratet war und Kinder hatte. Ein schönes Erwachen, das mich dazu brachte, das ganze auch außerhalb der persönlichen Rahmen zu betrachten.

Wir, die Frauen der wie auch immer Linken, meist auch noch in irgendeiner Weise der Frauenbewegung zugehörig, kommen außer mit Rucksäcken und dem Wunsch, ganz anders zu sein und zu handeln, in den Ländern der Dritten Welt auch noch mit unseren Vorstellungen von Beziehungen und Moral an, und — losgelassen, da wir in der weiten Ferne nicht unmittelbar in die dort herrschenden Zwänge eingegliedert sind — stürzen wir uns auf die einheimischen Männer. Dies mag sich zwar persönlich sehr vielfältig gestalten, so daß das Wort "stürzen" vielleicht etwas krass ist, auch abgesehen davon, daß wir mit unseren Gefühlen sehr beteiligt sind, aber diesen Eindruck hinterlassen wir. Attraktiv sind diese Männer, wahrhaftig, und wir wissen auch, wo wir die Exotik unterbringen sollen, die sich sonst immer auf die gesamte Bevölkerung aufteilen muß. Und wir gewinnen an Prestige gegenüber denjenigen Rucksacktouristen, die auch alles anders machen, aber zu den indigenen Bevölkerungen keinen Kontakt bekommen, ebenso wie das Prestige der Männer gegenüber den Einheimischen steigt.

In der Beziehung selbst versuchen wir, die gegenseitig verliehenen Rollenzuschreibungen aufzubrechen, und stoßen unweigerlich an die Grenzen, die die verschiedenen Kulturen setzen, aber auch an die Grenzen des eigenen Interesses: wenn ich mich schon in ein von mir produziertes Image verliebe, muß ich wohl auch verhindern, daß dieses zusammenbricht. Oder mich mit den Widersprüchen, die sich auftun, auseinandersetzen. Für die Männer sind wir in erster Linie die weiße, reiche Frau, die flachzulegen wohl erst einmal ein Triumph gegen die traditionsreiche Unterdrückung ist; über sie kommen sie auch in den Genuß unserer westlichen Güter, sie fordern sie von uns. „Nicht wahr, das läßt du mir da, wenn du weggehst". Und in einer Kultur wie der lateinamerikanischen, in der auch Machismo Markenzeichen ist, sind die eigenen Frauen nicht so befriedigend. Die Weiße als heißblütige Frau, so das Bild, das dem der dort gezeigten Pornos etc. entspricht. „ Die Frauen hier sind kalt" .... Wir erwarten von diesen Männern, daß sie unseren Wünschen nach hoher Potenz entsprechen, unseren Sehnsüchten nach Zärtlichkeit. Letzteres kann frau wohl erhalten, aber ansonsten ist die Sexualität sehr auf den Mann bezogen. Wir haben hier nicht umsonst lange kämpfen müssen, um in unseren Beziehungen einiges von unseren Ansprüchen an die Sexualität zu verwirklichen, und zu erwarten, daß in einer machistischen Gesellschaft irgendwie da was anderes sein sollte, ist pures Wunschdenken.

Ich hatte das Glück, mich in einen Mann zu verlieben, der politisch aktiv ist und mit seinen Mitteln und in seiner Umwelt versucht, etwas an den herrschenden Zuständen zu verändern. Glück insofern, daß wir das Schweigen, das aufgrund der unterschiedlichen (?) Ansprüche, den aus unterschiedlichen Kulturen resultierenden Mißverständnissen und der Fremdheit entstand, durch politische Diskussionen und der vielbeschworenen internationalen Solidarität - sie lebe hoch - überbrücken konnten. Nicht, daß ich solche Gespräche für unsinnig halte oder gar die Solidaritätsarbeit, die überall läuft, aber sie hatten innerhalb der Beziehung einen bestimmten Stellenwert: Verbundenheit zu schaffen, wo keine war.

Natürlich entsteht ein persönlicher Bezug, wenn man / frau drei Monate oder länger zusammen ist. Natürlich ist da auch was da, was einen ganz tief berührt. Aber die Vorraussetzungen zu einer solchen Beziehung behindern diese immer wieder. Diese Erfahrungen habe nicht nur ich gemacht, in Gesprächen mit anderen "gringas" kam dies immer wieder heraus. Und, was hinterlassen wir ? Den Traum von der idealen, leicht zu erobernden Frau (als Rache für die 'conqista (- Eroberung, der Eroberer heißt demzufolge 'conquistador — lern' spanisch mit den setzern)) ? Ich weiß nicht. Was wir auf jeden Fall hinterlassen, ist das, was uns am meisten stört: die Anmache, die wirklich entnervend sein kann, die Unsicherheit an Touristenzentren vor Vergewaltigungen, die Tatsache, daß Mestizen ihre Indianerfreunde in der Kneipe vorschicken, damit sie uns aufreißen, weil doch die Gringas scharf auf die Indianer sind.

Was wir auch auf jeden Fall hinterlassen, sind die Frauen, deren Männer wir uns mal kurz schnappen, ohne daß diese Frauen die Möglichkeit haben sich gegen uns zu wehren. Ich weiß nicht genau, was diese Frauen empfinden, aber ich kann es mir vorstellen. Permanent vor den Augen habend, wie locker und flott **wir** doch sind, während **sie** in die Zwänge ihrer Kultur und Religion gepreßt werden. Das Gefühl, den eigenen Männern nicht zu genü-

gen, sonst würden sie ja nicht scharenweise auf die Gringos Jagd machen. Ständig mit uns zu konkurrieren. Und letztendlich der Zwang, sich an westliche Werte anzupassen, um attraktiv zu bleiben; ein Ausverkauf (oder eine Prostitution?), den wir in erheblichem Maß fördern. Meine "Rivalin" hat ebenso von mir erfahren, wie ich von ihr. Allerdings lernten wir uns nicht kennen. Sie hat mir aber einen Brief geschrieben, in dem sie mir mein Verhalten vorwirft. Sie beruft sich mir gegenüber auf die eigene Kultur, darauf, daß auch sie ein menschliches Wesen ist, das Respekt verlangt, und wie ich dazu käme, ihre Gefühle zu verletzen und letztendlich Schwierigkeiten in ihre Ehe zu bringen. Sie, die Lateinamerikaner (spez. Ecuador) seien Kinder von Atahualpa (indianischer Freiheitskämpfer (-naja, naja, Atahualpa war das letzte Oberhaupt der Inkas und wurde schließlich, trotz eines riesigen Lösegeldes, von den Spaniern umgebracht d. setz.)), bereit zu kämpfen für ihre Rechte, die sie vorenthalten bekommen, legitimiert im Kampf durch die Tradition und die Kultur (daß auch dabei Senor Dios (d. lbe. Gott d. setz.)herhalten muß, soll eher weniger eine Rolle spielen). Und wenn ich nochmal schreiben würde, ginge sie zur deutschen Botschaft, um dort mein Ansinnen und ihre Situation darzustellen (daß sie dort ganz schön abblitzen würde, verweist wiederum auf ihre Ohnmacht). Und sie stellt mir die ganz einfache Frage, ob wir in unserem Land keine Männer hätten - darauf weiß ich nichts mehr zu antworten.

Ich glaube, daß sie stellvertretend für die betrogenen Frauen spricht (sind sie im Kaufpreis für die Reise inbegriffen ?). Und in diesem Licht wird auch das ganze Gerede von der internationalen Solidarität mit unseren unterdrückten Schwestern in der Dritten Welt fragwürdig, denn gerade auch wir Frauen, die sich nicht nur in Fragen des Tourismus alternativ betrachten versetzen unseren "Schwestern" harte Schläge unter die Gürtellinie. Und nicht nur denen, sondern auch uns und unseren Ansprüchen.

Ich habe lange gebraucht, bis ich mich hiermit an die Öffentlichkeit wenden konnte, vor lauter eigner Betroffenheit und Scham.


Vieles sage ich sehr brutal, so brutal halt, wie sich imperialistische Machtstrukturen realisieren. Ich würde mich freuen, wenn auch andere Frauen dazu etwas sagten, und sich eine Diskussion darüber entwickeln könnte. Ich weiß, daß ich nicht die einzige bin, der solches passierte, und es würde mich interessieren wie andere Frauen damit umgehen.

Kontakt: Nicole Becker / Heidestrasse 70 / 6 000 Frankfurt 60





Artikel aus: Blätter des Informationszentrums 3. Welt. Nr. 86, Juni 1980



D'FANATIK'

WIR SIND EMPÖRT !!

Wir protestieren gegen schreiendes Unrecht, begangen an unschuldigen Mehl- und Regenwürmern!
Wie Sie hier selber sehen, können diese Kriechtiere ungestraft gequält, erniedrigt und beleidigt werden, ohne daß diesem Treiben Einhalt geboten wird !

Die nichtsahnenden Mehl- und Regenwürmer werden von der Anglerbedarfsindustrie gewissenlos herangezüchtet, in ungemütlichen Plastikdosen verkauft und dann- was das Scheußlichste ist - von deutschen Fischfängern auf spitze Angelhaken gedolcht. Innere und äußere Verletzungen, ja Verwüstungen richtet dies bei den Tieren an.

Für die Tötung von Fischen wurden im Laufe der Jahrhunderte strengste Regeln aufgestellt für deren Befolgung die Anglerverbände geradestehen. Erst ein Schlag auf den Fischkopf, dann ein Messerstich ins Herz. Wir kennen Bilder von Anglern, deren linke Hand mit viel Mull umwickelt ist, denn nicht jeder Stich trifft tatsächlich den Fisch. Aber das ur am Rande.
Für die Strangulierung, Folter und/oder Verstümmelung von Mehl - und Regenwürmern gibt es jedoch keine gesetzliche Regelung. Daß heißt, auf diesem Gebiet herrscht Gesetzlosigkeit (anarchie).
Das deutsche Tierschutzgesetz schützt nur Wirbeltiere und

überläßt sämtliche anderen Species der lüsternen Grausamkeit interessierter Kreise. Mehl - und Regenwürmer können gekreuzigt, gevierteilt, geteert, gefedert, zermantschst, zermalmt, verprügelt, geknetet, gekocht, vergiftet, frittiert verkokelt und mit Rasiermessern in 1mm große Scheiben geschnitten werden. Straflos !

Zuviele unschuldige Würmer sind schon durch diese Gesetzeslücke einem beschämenden Ende entgegengekrochen.
Fordern auch Sie mit uns:

Schließt diese Lücke, es könnte die letzte sein !!!

Unterschreiben Sie hier, geben Sie die Information an Freunde und Bekannte weiter, schicken Sie die Liste an die Redaktion

D' Fanatik'
Festschrift für Leibhaftige
C/o Studio Malaria
Hamburgerallee 52
6ooo Frankfurt/M 90

D' FANATIK erscheint nur einmal in dieser Besetzung dem Geheimbund der FANATIKER kann jeder beitreten der ein autorisiertes Exemplar des D'FANaTIK besitzt. Es kostet 7 DM ist größer als DIN A 3 und wie angegeben zu bestellen.
D'FANaTIK - erregt Körperteile, bei denen andere Sex Magazine nicht hinreichen.
D,FANaTIK!!
Wir wissen wovon Du sprichst, es interessiert uns nicht
Du weißt nicht, wovon wir sprechen, es interessiert Dich!

Name	Beruf	Alter	Unterschrift

1.7. Weder die Regierung noch die Streitkräfte sind bis jetzt fähig gewesen, eine unterschiedslose Unterdrückung an Zivilpersonen zu vermeiden. Dies trägt zu der rapiden Verschlechterung ihres Images bei der Bevölkerung und international bei.

Guatemala

Die untenstehenden Tendenzen haben einen Zusammenhang mit den jüngsten Entwicklungen in El Salvador:

1. Die politische Macht im Land ist absolut in den Händen der „hard-line-fraction" des Militärs, paramilitärischer und ziviler Eliten. Sie lehnen fast einstimmig jede reformistische oder gemäßigte Veränderung ihrer Regierung oder ihres Programmes ab.

2. In den letzten paar Jahren hat das guatemaltekische Militär oft dazu Stellung genommen, daß die nationalen und territorialen Interessen im Größeren gesehen werden müssen. Dies beinhaltet die Möglichkeit der Intervention bei den Nachbarn Belize (ehemals Britisch-Honduras, d.Red.) und El Salvador.

3. Oppositionskräfte sind in einer breiten Koalition vereint, einschließlich der gemäßigten Reformisten, Teilen der Kirche und der marxistischen und populistischen Guerillagruppen.

4. Eine paramilitärische Kampfgruppe, die aus ehemaligen Mitgliedern der nicaraguanischen Nationalgarde,Anti-Castro-Kubanern,guatemaltekischem Militärpersonal und Söldnern besteht, wurde in den letzten Jahren aufgebaut. Sprecher dieser Kampfgruppen äußerten ihre Absichten, in El Salvador einzumarschieren: „Wenn die Situation es benötigt."

5. Es hat eine wichtige Verbesserung der Guerillakräfte in Guatemala stattgefunden. Ihr Ansehen und ihr Anhang unter der indianischen Landbevölkerung als auch der städtischen Mittelklasse sind wohl bekannt.

6. Die Unterdrückung von gemäßigten, politischen und gewerkschaftlichen Führern verschärft weiterhin die politischen Gegensätze und hat in der Praxis zur Auflösung der politischen Mitte geführt. Angesichts dieser internen Situation hat sich das internationale Ansehen der Regierung weiterhin verschlechtert.

7. In dem vergangenen Jahr haben salvadorianische und guatemaltekische Oppositionskräfte ihre Kontakte, Verbindungen und die Zusammenarbeit auf politischem und militärischem Gebiet vergrößert.

Es sollte zur Kenntnis genommen werden, daß die US-Geheimdienste über die Pläne und Möglichkeiten der paramilitärischen Kampfgruppen (Todesschwadrone? M.W.) informiert bleiben. Die US-Geheimdienste sind in Kontakt mit nicaraguanischen Exilgruppen in Guatemala und in Miami, und ihre Beziehungen zu kubanischen Exil-Terroristengruppen, die in den USA trainieren, sind bekannt. Anschuldigungen, daß die CIA diese Organisationen unterstützt und ermutigt, sind nicht bestätigt worden. ABER, kein Versuch ist gemacht worden, ihre Bewegungsfreiheit innerhalb und außerhalb der USA zu vermindern oder ihre Aktivitäten zu stören.

Ihre Bewegungsfreiheit und ihre Beziehungen zu den USA — kann man sehr wohl sagen — könnte nicht ohne das stillschweigende Einverständnis (oder die praktische Unzuständigkeit) von mindestens vier US-Behörden erhalten bleiben: INS (Einwanderungsbehörde, d.Red.), CIA, FBI und Zollbehörde...

Nicaragua

An die folgenden Hintergrundinformationen müßte erinnert werden, wenn man das nicaraguanische Verhalten im Falle eines US-Eingriffs in El Salvador voraussagen will:

1. Die Zusammenarbeit zwischen der FSLN und verschiedenen Teilen der salvadorianischen Guerillakräfte kann bis zur Mitte der siebziger Jahre zurückgeführt werden. Salvadorianische Truppen haben im Krieg in Nicaragua mitgekämpft und logistische Unterstützung geleistet. Historisch ist die Zusammenarbeit zwischen den zwei Ländern gegen US-Eingriffe in den zwanziger Jahren und während des 19. Jahrhunderts dokumentiert.

2. Vor dem 19. Juli 1979 (dem Sieg über Somoza, d.Red.) hat die FSLN von einem Unterstützungnetz Hilfe aus Honduras, El Salvador und Guatemala erhalten. FSLN-Kommandeure und Truppen kennen sich wohl im Gebiet und unter der Bevölkerung aus. Nicaraguaner haben enge Familienbindungen innerhalb dieser Länder.

3. Die weitverbreitete Unterstützung innerhalb des Volkes für die Oppositionskräfte in El Salvador und Guatemala, der hohe Grad von militärischer Bereitschaft innerhalb der Bevölkerung, die vor kurzem im Kampf und Aufstand gemachten Erfahrungen sowie der hohe Grad der Arbeitslosigkeit würden eine Rekrutierung und ein Training einer nicaraguanischen Kampfgruppe (für El Salvador, d.Red.) zu einer relativ einfachen und schnellen Sache machen.

4. Trotz ökonomischer Verbesserung und überraschend effektiver Planung in Regierung und Management entwickelt sich die Wirtschaft in Nicaragua wenig und ist sehr leicht verwundbar, wenn es zu einem Krieg käme.

Bei einer Entwicklung von Feindseligkeiten würden die nicaraguanischen Behörden „Kriegs-Kommunismus"-Methoden übernehmen. Dies würde Arbeitszwang und Ausdehnung von Regierungskontrollen auf private Geschäftsaktivitäten bedeuten und würde hauptsächlich die nicaraguanischen politischen Prozessen radikalisieren.

5. Militärische Vorräte sind in Nicaragua genügend vorhanden, um mit internen Unruhen und begrenzten Grenzkämpfen auszukommen. Der Nicaragua-Einsatz in regionale Konflikte würde dagegen größere Vorräte benötigen und eine vergrößerte Möglichkeit des Einflusses Kubas und des Sowjetblocks in diesem Land nach sich ziehen.

6. Die FSLN hat ihre Kontrolle über die Regierung, die Streitkräfte und die Massenorganisationen gefestigt. Die große Disziplin und Moral der regulären Armee und der Milizeinheiten sind beeindruckend. Mit ihrer neuen Transport- und Kommunikationsausrüstung würden die nicaraguanischen Kampfeinheiten ernsthafte Gegner in irgendeinem Regionalkonflikt sein.

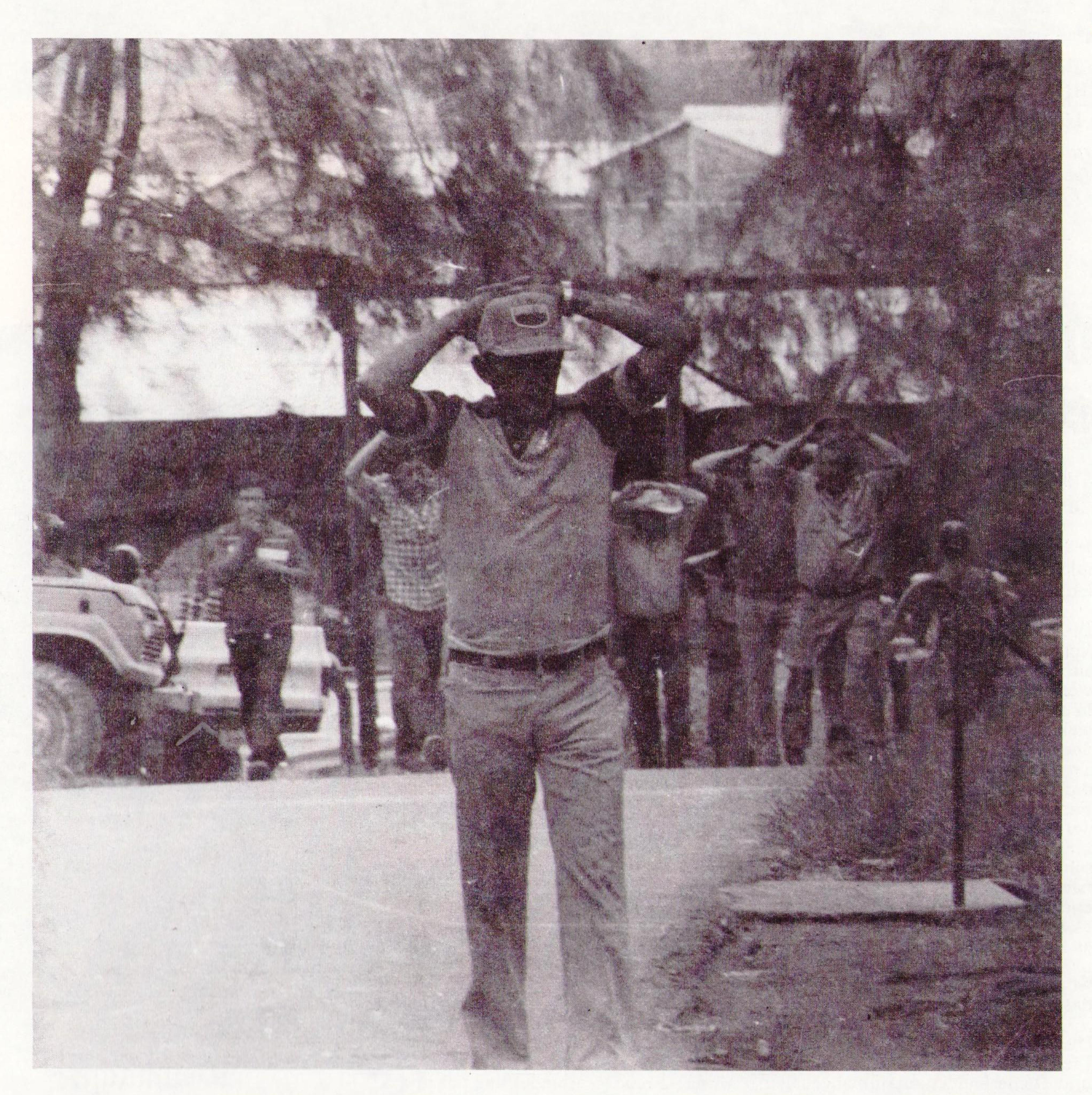


Foto: Medico International

Berlin/Frankfurt: Spendenaktion Waffen für El Salvador: Das taz-Spendenkonto besteht immer noch: Freunde der alternativen Tageszeitung, Sonderkonto Berlin-West, Kontonr. 288 59 - 107, BLZ 100 100 10.
Oder ID-Spendenkonto: Postscheckamt Frankfurt/Main, PSchKNr. 447 47 - 608, Sonderkonto, Stichwort: El Salvador.

Andere politische und diplomatische Faktoren verdienen auch unsere Beachtung. Die FSLN und hauptsächlich der nicaraguanische Prozeß bekommen weiterhin breite internationale Unterstützung. Im ersten Jahr der Regierung der Sandinistas hat sie Einfluß und Anerkennung in internationalen Foren, insbesondere in den Organisationen amerikanischer Staaten (OAS), den UN und der blockfreien Bewegung (Dritte-Welt-Länder, d.Red.). Die nicaraguanische Regierung und die FSLN haben diplomatische und Parteibeziehungen mit den meisten Sowjet-Block-Staaten eröffnet. Die nicaraguanische Führung ist sich uneinig, wie auf eine direkte militärische US-Intervention in El Salvador oder Guatemala zu antworten sei.Ein gemäßigter Flügel setzt den Schwerpunkt auf diplomatische Aktionen und weitverbreitete humanitäre Unterstützung für Flüchtlinge und Oppositionelle,will aber ein militärisches Eingreifen vermeiden,was die Möglichkeiten eines wirtschaftlichen Aufschwungs schwer beeinträchtigen würde. Die ‚hard-liners' ("Falken",d.Red.)auf der anderen Seite sind für die volle Unterstützung der Guerillakräfte und, falls es notwendig ist, direkte Beteiligung von nicaraguanischen Kräften in regionalen Operationen. (. . .)

Die Verfasser des Papiers gehen davon aus, daß es zu einem wirklichen Einsatz der amerikanischen Streitkräfte in Zentralamerika kommen kann, weil die salvadorianische Armee die FDR nicht allein erfolgreich bekämpfen kann. Was bis jetzt nicht in diesem Papier erschien,ist, was so ein Einsatz in der amerikanischen Armee bewirken kann. Es sollte besonders in Betracht gezogen werden, daß es nicht nur eine sehr hohe Anzahl schwarzer Soldaten in den US-Kampfeinheiten und den Marinekorps gibt, sondern auch einen großen Anteil von sogenannten Chicanos und Latinos, spanischsprechenden Amerikanern, — viel höher, als ihr Anteil in der US-Bevölkerung. Wie solche Soldaten im Einsatz in Zentralamerika reagieren werden, ist anscheinend noch nicht überlegt worden. Aber es verspricht vieles.

Jedenfalls bleibt diese Frage für ein weiteres Studium offen. Diskussionen mit amerikanischen Soldaten könnten auch dies weiter klären.

Max Watts/ID

POSTVERTRIEBSSTÜCK
GEBÜHR BEZAHLT
D 1870 C

ID Nr. 353

NR. d. Abos | bez. bis ID Nr. | Expl.

Informationsdienst
Postfach 900 343
6000 Frankfurt 90

Inhaltsverzeichnis
S. 27

